



Leseprobe

Julie Kagawa

Plötzlich Fee

Die Saga in einem Band

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,99 €



Seiten: 1600

Erscheinungstermin: 13. September 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eiskalt, wunderschön und gefährlich – Julie Kagawas Feen ziehen dich in ihren Bann!

Schon immer hatte Meghan das Gefühl, dass irgendetwas in ihrem Leben nicht stimmt. Aber als sie an ihrem sechzehnten Geburtstag einen geheimnisvollen Jungen entdeckt, der sie aus der Ferne beobachtet, muss sie erkennen, dass ein besonderes Schicksal auf sie wartet. Doch nie hätte sie geahnt, was wirklich dahintersteckt: Sie ist die Tochter des sagenumwobenen Feenkönigs, und nun gerät sie zwischen die Fronten eines magischen Krieges. Wie weit ist Meghan bereit zu gehen, um ihre Freunde, ihre Familie und ihre Liebe zu retten?



Autor

Julie Kagawa

Schon in ihrer Kindheit galt Julie Kagawas große Leidenschaft dem Schreiben. Nach Stationen als Buchhändlerin und Hundetrainerin machte sie ihr Interesse zum Beruf. Mit ihren Fantasy-Serien »Plötzlich Fee« und »Plötzlich Prinz« wurde sie rasch zur internationalen Bestsellerautorin. In ihrer neuesten Erfolgsserie »Plötzlich Rebell« erzählt sie von einer magischen Liebe, die nicht sein darf. Julie Kagawa lebt mit ihrem Mann in Louisville, Kentucky.

Inhalt

Sommernacht	7
Winternacht	341
Herbstnacht	681
Frühlingsnacht	1033
Das Geheimnis von Nimmernie	1363
Führer durch die Welt der Eisernen Feen	1541

ERSTER TEIL

Der Geist im Computer

Vor zehn Jahren an meinem sechsten Geburtstag verschwand mein Vater.

Nein, er ist nicht abgehauen. Das würde ja bedeuten, dass er seine Koffer gepackt hätte, dass Schubladen plötzlich leer gewesen wären und dass ich von ihm, wenn auch verspätet, Geburtstagskarten mit einem Zehndollarschein darin bekommen hätte. Abhauen würde auch bedeuten, dass er mit Mom und mir nicht mehr glücklich gewesen wäre oder dass er irgendwo anders eine neue Liebe gefunden hätte. So war es aber nicht. Und er ist auch nicht gestorben, denn davon hätten wir gehört. Es gab keinen Autounfall, keine Leiche, keine Polizisten, die am Tatort eines grausamen Mordes herumgestanden hätten.

Es geschah in aller Stille.

An meinem sechsten Geburtstag nahm mein Vater mich mit in den Park, was damals einer meiner Lieblingsplätze war. Es war ein verschwiegener kleiner Park mitten im Nirgendwo, mit einem Pfad für Jogger und einem trüben grünen Teich, der von Nadelbäumen umgeben war. Wir standen am Ufer und fütterten die Enten, als plötzlich auf dem Parkplatz hinter dem Hügel die Glocke eines Eiswagens bimmelte. Ich bettelte meinen Dad an, mir ein Eis zu kaufen. Er lachte, gab mir ein paar Scheine und ließ mich zu dem Wagen laufen.

Da habe ich ihn das letzte Mal gesehen.

Als die Polizei später die Gegend absuchte, entdeckten sie am Ufer seine Schuhe, sonst nichts. Sie haben Taucher in den Teich geschickt, aber der war kaum drei Meter tief, und auf dem Grund fanden sie nur Zweige und Schlamm. Mein Vater war spurlos verschwunden.

Noch Monate später hatte ich immer wieder diesen Albtraum, in dem ich oben auf dem Hügel stand, hinunterschaute und sah, wie mein Vater in den Teich watete. Sobald das Wasser über seinem Kopf zusammenschlug, hörte ich das Lied des Eiswagens im Hintergrund – eine schleppende, unheimliche Melodie mit einem Text, den ich nicht richtig verstehen konnte. Jedes Mal, wenn ich versuchte, mich darauf zu konzentrieren, wachte ich auf.

Kurz nachdem mein Vater verschwunden war, zog meine Mutter mit mir in ein winziges Nest mitten in den Sümpfen von Louisiana. Mom sagte, sie wolle »ganz neu anfangen«, aber tief in mir drin wusste ich immer, dass sie vor irgendetwas davonlief. Es sollte allerdings noch zehn Jahre dauern, bis ich herausfand, wovor.

Mein Name ist Meghan Chase.

In weniger als vierundzwanzig Stunden werde ich sechzehn Jahre alt.

Sweet Sixteen. Das hat etwas Magisches. Mit sechzehn werden Mädchen angeblich zu Prinzessinnen, verlieben sich, gehen auf Bälle und all so was. Unzählige Geschichten, Lieder und Gedichte wurden über dieses wundervolle Alter geschrieben, in dem ein Mädchen seine wahre Liebe findet, die Sterne nur für sie leuchten und der umwerfend gut aussehende Prinz mit ihr in den Sonnenuntergang reitet.

Ich glaubte nicht, dass es bei mir so laufen würde.

Am Tag vor meinem Geburtstag wachte ich auf, stellte mich unter die Dusche und wühlte dann in meinem Kleiderschrank, um etwas zum Anziehen zu finden. Normalerweise hätte ich mir das nächstbeste, halbwegs saubere Teil geschnappt, das auf dem Boden herumlag, aber heute war ein besonderer Tag. Heute war der Tag, an dem Scott Waldron mich endlich bemerken würde. Ich wollte perfekt aussehen.

Allerdings war die Abteilung für angesagte Klamotten in meinem Schrank hoffnungslos unterbesetzt. Während andere Mädchen stundenlang heulend vor ihrem Kleiderschrank verbrachten, weil sie sich nicht entscheiden konnten, was sie anziehen sollten, gab es in meinem lediglich drei Kategorien: Klamotten von der Wohlfahrt, Sachen aus dem Secondhandladen und Arbeitskleidung.

Ich wünschte, wir wären nicht so arm. Ich weiß ja, dass Schweinezucht

nicht gerade ein glamouröser Job ist, aber man sollte doch meinen, dass Mom es sich leisten könnte, mir wenigstens eine schicke Jeans zu kaufen. Angewidert starrte ich in meinen spärlich bestückten Kleiderschrank. Na ja, ich schätze, ich werde Scott einfach mit meinem natürlichen Charme und meiner Anmut umhauen müssen, vorausgesetzt, ich mache mich vor ihm nicht total zum Idioten.

Schließlich entschied ich mich für eine Cargohose, ein neutrales grünes T-Shirt und mein einziges ausgelatschtes Paar Sneakers. Dann zog ich noch schnell die Bürste durch meine weißblonden Haare. Meine Haare waren glatt und sehr fein und gerade mal wieder dabei, dämlich um meinen Kopf zu schweben, sodass ich aussah, als hätte ich in eine Steckdose gefasst. Ich band sie zu einem Pferdeschwanz zusammen und lief nach unten.

Mein Stiefvater Luke saß am Tisch, trank Kaffee und blätterte in der jämmerlichen Lokalzeitung, die sich mehr wie die Klatschkolumne unserer Highschool las und nicht wie eine wirkliche Nachrichtenquelle. »Pattersons Kuh wirft fünfbeiniges Kalb«, sprang mir die Schlagzeile von der Titelseite entgegen, den Rest könnt ihr euch denken.

Mein vierjähriger Halbbruder Ethan saß auf dem Schoß seines Vaters, aß eine Apfeltasche und krümelte Lukes Overall voll. Mit einem Arm umklammerte er sein Lieblingsstofftier Floppy, einen Hasen, und versuchte immer wieder, ihm etwas von seinem Frühstück abzugeben. Das Gesicht des Hasen war mit Krümeln und Stücken der Fruchtfüllung übersät.

Ethan war ein süßes Kind. Auf seinem Kopf ringelten sich die braunen Locken seines Vaters, aber genau wie ich hatte er die großen blauen Augen unserer Mutter geerbt. Er war eines dieser Kleinkinder, bei denen alte Damen stehen blieben und entzückte Laute ausstießen und denen Wildfremde von der anderen Straßenseite aus grinsend zuwinkten. Mom und Luke waren völlig verrückt nach ihrem kleinen Liebling, aber Gott sei Dank schien ihm das nicht zu schaden.

»Wo ist Mom?«, fragte ich, als ich in die Küche kam.

Während ich die Schranktüren aufriss und unter den Cornflakespackungen nach denen suchte, die ich mochte, fragte ich mich, ob Mom daran gedacht hatte, welche für mich zu kaufen. Natürlich nicht. Nur

fades Müsli und diese widerlichen Marshmallow-Cornflakes für Ethan. War es denn wirklich so schwierig, an die Cheerios zu denken?

Luke ignorierte mich und schlürfte seinen Kaffee. Ethan kaute auf seiner Apfeltasche herum und nieste auf den Ärmel seines Vaters.

Ich schlug die Schranktüren mit einem deutlichen Knall zu. »Wo ist Mom?«, fragte ich wieder, diesmal etwas lauter.

Luke fuhr ruckartig hoch und sah mich endlich an. In seinen trägen braunen Augen, die stark an die einer Kuh erinnerten, spiegelte sich milde Überraschung.

»Oh, hallo Meg«, sagte er ruhig. »Ich habe gar nicht gehört, wie du hereingekommen bist. Was hast du gesagt?«

Seufzend wiederholte ich die Frage zum dritten Mal.

»Sie hat einen Termin mit einigen Damen von der Kirche«, murmelte Luke und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. »Das wird ein paar Stunden dauern, du musst also den Bus nehmen.«

Ich nahm immer den Bus. Ich wollte Mom eigentlich nur daran erinnern, dass sie an diesem Wochenende mit mir zur Führerscheinstelle fahren sollte, damit ich meinen Führerschein auf Probe bekam. Luke war ein hoffnungsloser Fall. Ich konnte ihm etwas vierzehn Mal sagen, er vergaß es trotzdem wieder, sobald ich den Raum verlassen hatte. Es war nicht so, dass Luke gemein war oder böseartig – oder gar dumm. Er liebte Ethan abgöttisch, und Mom schien mit ihm wirklich glücklich zu sein. Aber jedes Mal, wenn ich mit meinem Stiefvater sprach, sah er mich so überrascht an, als hätte er völlig vergessen, dass ich auch in diesem Haus lebte.

Ich nahm mir einen Bagel aus der Schachtel auf dem Kühlschrank und kaute genervt darauf herum, während ich gleichzeitig die Uhr im Auge behielt. Beau, unser Deutscher Schäferhund, kam herein und legte seinen großen Kopf auf mein Knie. Ich kraulte ihn hinter den Ohren, bis er selig schnaufte. Wenigstens der Hund wusste meine Anwesenheit zu schätzen.

Luke stand auf und setzte Ethan sanft auf seinen Stuhl. »Alles klar, mein Großer«, meinte er und drückte Ethan einen Kuss auf den Scheitel. »Dad muss jetzt den Abfluss im Bad reparieren, also bleib schön hier sitzen und sei brav. Wenn ich fertig bin, gehen wir die Schweine füttern, okay?«

»kay«, zwitscherte Ethan und wackelte mit seinen strammen Beinchen. »Floppy will sehen, ob Miss Daisy schon ihre Babys hat.«

Lukes Lächeln war so ekelhaft stolz, dass mir ganz schlecht wurde.

»Hey, Luke«, sagte ich, als er gerade gehen wollte. »Rate mal, was morgen ist.«

»Mm?« Er drehte sich nicht einmal um. »Keine Ahnung, Meg. Wenn du für morgen etwas geplant hast, besprich das mit deiner Mutter.« Er schnippte mit den Fingern, und sofort ließ Beau mich stehen und folgte ihm.

Ihre Schritte verklangen auf der Treppe, und ich blieb allein mit meinem Halbbruder zurück.

Ethan strampelte mit den Beinen und musterte mich bedeutungsvoll, wie er es oft tat. »Ich weiß es«, verkündete er leise und legte seine Apfeltasche auf den Tisch. »Morgen ist dein Geburtstag, stimmt's? Floppy hat es mir erzählt, und ich habe mich dran erinnert.«

»Stimmt«, murmelte ich, drehte mich um und warf den Bagel in den Mülleimer. Bevor er hineinfiel, schlug er mit einem satten Geräusch gegen die Wand und hinterließ dort einen Fettfleck. Ich grinste und beschloss, den Fleck nicht wegzumachen.

»Floppy wünscht dir alles Gute zum Vor-Geburtstag.«

»Sag Floppy Danke.« Ich wuschelte Ethan durchs Haar und verließ die Küche. Jetzt war ich wirklich sauer. War ja klar. Mom und Luke würden meinen Geburtstag morgen völlig vergessen. Ich würde keine Karte kriegen, keinen Kuchen, nicht einmal ein »Happy Birthday« von irgendwem. Außer von dem blöden Stoffhasen meines kleinen Bruders. Wie erbärmlich war das?

Zurück in meinem Zimmer schnappte ich mir meine Bücher, Hausaufgaben, Sportsachen und den iPod, für den ich ein ganzes Jahr lang gespart hatte, auch wenn Luke diese »nutzlosen, hirnlosen Elektronikspielereien« verabscheute. Wie es sich für einen echten Hinterwäldler gehörte, hegte mein Stiefvater ein tiefes Misstrauen und eine starke Abneigung gegen alles, was einem das Leben erleichterte. Handys? – Keine Chance, wir hatten doch einen soliden Festnetzanschluss. Computerspiele? – Werkzeuge des Teufels, die aus Kindern Verbrecher und Serienkiller machten. Wieder und wieder hatte ich Mom angebettelt,

mir einen Laptop für die Schule zu kaufen, aber Luke beharrte darauf, dass sein uralter, monströser PC gut genug für ihn sei und damit auch gut genug für die ganze Familie. War ja egal, dass es mit dem analogen Modem eine *Ewigkeit* dauerte, sich einzuwählen. Ich meine, wer hatte heutzutage noch ein analoges Modem?

Ein Blick auf die Uhr ließ mich fluchen. Der Bus würde bald kommen, und ich musste bis zur Hauptstraße noch gute zehn Minuten laufen. Ich warf einen Blick aus dem Fenster auf die dicken grauen Regenwolken am Himmel und schnappte mir auch noch eine Jacke. Und wünschte nicht zum ersten Mal, wir würden näher an der Stadt wohnen.

Ich schwöre, wenn ich erst mal meinen Führerschein und ein Auto habe, sieht mich dieses Haus nie wieder.

»Meggie?« Ethan stand im Türrahmen und drückte sich seinen Hasen unters Kinn. Seine blauen Augen musterten mich traurig. »Kann ich heute mit dir mitkommen?«

»Was?« Ich schlüpfte in meine Jacke und sah mich suchend nach meinem Rucksack um. »Nein, Ethan. Ich gehe zur Schule. Die Schule für große Kinder – Hosenscheißer verboten.«

Als ich mich abwandte, schlangen sich zwei kleine Arme um mein Bein. Ich stützte mich mit einer Hand an der Wand ab, um nicht umzufallen, und sah genervt auf meinen Halbbruder hinab. Ethan klammerte sich an mich, sah zu mir hoch und schob entschlossen das Kinn vor. »Bitte!«, flehte er. »Ich werde auch ganz brav sein, versprochen. Nimm mich mit, nur heute!«

Seufzend bückte ich mich und nahm ihn hoch. »Was ist denn los, Zwerg?«, fragte ich ihn und strich ihm die Haare aus dem Gesicht. Mom würde sie bald wieder schneiden müssen, sie sahen schon aus wie ein Vogelnest. »Du bist heute Morgen furchtbar anhänglich. Was ist denn?«

»Angst«, murmelte Ethan und versteckte sein Gesicht an meinem Hals.

»Du hast Angst?«

Er schüttelte den Kopf. »Floppy hat Angst.«

»Und wovor hat Floppy Angst?«

»Vor dem Mann im Schrank.«

Ich spürte, wie mir ein leichter Schauer über den Rücken lief. Manch-

mal war Ethan so still und ernst. Man vergaß dabei fast, dass er erst vier war. Doch er hatte immer noch die Ängste eines Kindes, vor Monstern unter dem Bett und dem Schwarzen Mann im Schrank. In Ethans Welt konnten Stofftiere sprechen, winkten unsichtbare Männer ihm aus den Büschen zu und kratzten unheimliche Kreaturen mit ihren langen Krallen über sein Fenster. Mit seinen Geschichten von Monstern und dem Schwarzen Mann ging er nur selten zu Mom oder Luke. Seit er laufen konnte, kam er damit zu mir.

Ich seufzte, weil ich wusste, was er erwartete. Er wollte, dass ich raufging und nachschaute, um ihm dann zu versichern, dass in seinem Kleiderschrank oder unter seinem Bett nichts lauerte. Aus genau diesem Grund hatte ich eine Taschenlampe auf seiner Kommode deponiert.

Draußen zuckte ein Blitz, und Donner grollte in der Ferne. Ich fuhr zusammen. Der Weg zum Bus würde nicht gerade angenehm werden.

Verdammt, ich habe keine Zeit für diesen Mist.

Ethan rückte ein Stück von mir ab und sah mich mit flehenden Augen an.

Ich seufzte noch einmal. »Also schön«, murmelte ich und setzte ihn ab. »Dann schauen wir eben nach den Monstern.«

Schweigend folgte er mir die Treppe hinauf und beobachtete angespannt, wie ich die Taschenlampe nahm, mich auf die Knie fallen ließ und unter das Bett leuchtete.

»Keine Monster«, verkündete ich und erhob mich. Dann ging ich zum Kleiderschrank und riss die Tür auf, während Ethan zwischen meinen Beinen hindurchspähte.

»Hier sind auch keine Monster. Meinst du, du kommst jetzt klar?«

Er nickte und schenkte mir ein dünnes Lächeln. Ich wollte gerade die Tür schließen, als ich in einer Ecke einen seltsamen grauen Hut entdeckte. Er war oben rund, hatte eine umlaufende Krempe und ein rotes Band: eine Melone.

Seltsam. Wie kam der hierher?

Als ich mich aufrichtete und umdrehen wollte, bemerkte ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Ein Schatten verschwand hinter der Zimmertür, und fahle Augen beobachteten mich durch den Türspalt. Ich drehte ruckartig den Kopf, aber natürlich war da nichts.

Mann, jetzt hat Ethan es geschafft, dass ich auch schon Monster sehe. Ich muss aufhören, mir spätnachts Horrorstreifen reinzuziehen.

Als direkt über uns ein heftiger Donner krachte, zuckte ich zusammen. Dann klatschten dicke Regentropfen gegen die Scheiben. Ich hetzte an Ethan vorbei, rannte aus dem Haus und sprintete die Einfahrt hinunter.

Als ich an der Bushaltestelle ankam, war ich klatschnass. Der Frühlingsregen war zwar nicht mehr eisig, aber immer noch kalt genug, um verdammt unangenehm zu sein. Ich verschränkte die Arme und stellte mich unter eine moosbewachsene Zypresse, um dort auf den Bus zu warten.

Wo bleibt denn Robbie?, fragte ich mich und spähte die Straße hinunter. Normalerweise ist er um diese Zeit doch schon da. Vielleicht hat er keine Lust, nass zu werden, und ist daheimgeblieben. Schnaubend verdrehte ich die Augen. *Wieder mal Schule schwänzen, was? Faulpelz! Ich wünschte, ich könnte das bringen.*

Wenn ich nur ein Auto hätte. Ich kannte welche, die bekamen von ihren Eltern zum sechzehnten Geburtstag eines geschenkt. Ich konnte mich schon glücklich schätzen, wenn ich einen Kuchen kriegte. Die meisten in meiner Klasse hatten bereits einen Führerschein und konnten allein in Klubs und zu Partys und so fahren. Ich stand dann immer dumm da – die Hinterwäldlerin, die niemand einlud.

Bis auf Robbie, korrigierte ich mich mit einem kleinen gedanklichen Achselzucken. Robbie wird wenigstens dran denken. Ich frage mich, was er diesmal für meinen Geburtstag plant. Ich könnte fast drauf wetten, dass es etwas Seltsames oder total Irres sein würde. Letztes Jahr hatte er mich aus dem Haus geschmuggelt, und wir hatten im Wald ein Mitternachtspicknick veranstaltet. Es war seltsam: Ich konnte mich noch genau an das kleine Tal mit dem Teich und den Glühwürmchen erinnern, die überall herumschwirrten. Doch obwohl ich seitdem unzählige Male den Wald hinter unserem Haus durchstreift hatte, hatte ich die Stelle nie wiedergefunden.

In den Büschen hinter mir raschelte etwas. Ein Opossum, ein Reh oder vielleicht sogar ein Fuchs, der Schutz vor dem Regen suchte. Die

Tiere hier draußen waren so dreist, dass es schon an Dummheit grenzte, und hatten kaum Angst vor den Menschen. Hätten wir Beau nicht, Moms Gemüsegarten wäre längst ein Büfett für Kaninchen und Rehe, und die ortsansässige Waschbärenfamilie würde sich aus unseren Schränken bedienen.

Ein Ast knackte, diesmal viel näher. Ich trat unbehaglich auf der Stelle, weigerte mich jedoch, mich wegen eines blöden Eichhörnchens oder Waschbären umzudrehen. Ich war schließlich nicht wie diese aufgeblasene Tussi Angie, Miss Perfect Cheerleader, die schon ausflippte, wenn sie eine Maus im Käfig oder einen Fleck auf ihrer Markenjeans entdeckte. Ich habe Heu gemacht, Ratten getötet und Schweine durch knietiefen Matsch getrieben. Wilde Tiere machten mir keine Angst.

Trotzdem starrte ich angestrengt die Straße hinunter in der Hoffnung, dass der Bus bald um die Ecke bog. Vielleicht lag es am Regen oder an meiner kranken Vorstellungskraft, aber der Wald wirkte wie die Kulisse von *Blair Witch Project*.

Hier draußen gibt es keine Wölfe oder Serienkiller, ermahnte ich mich. *Spar dir die Paranoia*.

Plötzlich war es um mich herum totenstill. Zitternd lehnte ich mich gegen den Baum und versuchte, den Bus durch meinen bloßen Willen herbeizuzwingen. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Ich war nicht allein. Vorsichtig hob ich den Kopf und spähte durch die Nadeln über mir. Auf einem Ast hockte ein riesiger schwarzer Vogel. Seine Federn hatte er aufgeplustert, um sich vor dem Regen zu schützen, doch er saß völlig regungslos da, wie eine Statue. Während ich ihn anstarrte, drehte er plötzlich den Kopf und erwiderte meinen Blick. Seine Augen waren grün wie farbiges Glas.

Und dann schob sich eine Hand um den Baum herum und packte mich.

Ich schrie auf und machte einen Satz. Mir schlug das Herz bis zum Hals. Ich wirbelte herum und wollte weglaufen. Durch meinen Kopf schossen Gedanken an Vergewaltiger, Mörder und Leatherface aus dem *Kettensägenmassaker*.

Hinter mir ertönte lautes Gelächter.

Robbie Goodfell, mein nächster Nachbar – was bedeutete, dass er fast

drei Kilometer weit weg wohnte – lehnte lässig am Baumstamm und keuchte vor Lachen. Er war groß und schlaksig und trug zerschlissene Jeans und ein altes T-Shirt. Er hielt inne, musterte mein bleiches Gesicht und prustete wieder los. Seine roten Haare, die normalerweise wild vom Kopf abstanden, hingen ihm nass in die Stirn, seine Kleidung klebte an seiner Haut, was noch betonte, wie schmal und knochig er war – so als würden seine Gliedmaßen nicht richtig zusammenpassen. Doch völlig durchnässt und mit Zweigen, Blättern und Schlamm bedeckt zu sein schien ihn nicht weiter zu stören. Es gab nur wenig, was Robbie störte.

»Verdammt, Robbie!«, fauchte ich, stapfte zu ihm rüber und trat nach ihm.

Er wich aus und stolperte auf die Straße. Sein Gesicht war knallrot vor Lachen.

»Das war nicht witzig, du Idiot. Ich hätte fast einen Herzinfarkt gekriegt!«

»T-tut mir leid, Prinzessin«, keuchte Robbie und griff sich ans Herz, während er nach Luft schnappte. »Das war einfach zu gut.« Er gab einen letzten Glückser von sich, dann richtete er sich auf, wobei er sich den Bauch hielt. »Mann, das war echt beeindruckend. Du bist fast einen Meter hoch gesprungen. Was hast du denn geglaubt, wer ich bin? Leatherface, oder was?«

»Natürlich nicht, Blödmann.« Ich wandte mich schnaubend ab, damit er nicht sah, wie rot ich geworden war. »Und ich habe dir gesagt, du sollst aufhören, mich so zu nennen! Ich bin keine zehn mehr.«

»Geht klar, Prinzessin.«

Ich verdrehte die Augen. »Hat dir eigentlich schon mal jemand gesagt, dass du ungefähr so reif bist wie ein Vierjähriger?«

Er lachte fröhlich. »Das sagt die Richtige. Ich bin nicht die ganze Nacht wach geblieben und habe das Licht angelassen, nachdem ich das *Kettensägenmassaker* geschaut hatte. Dabei hatte ich dich gewarnt.« Er verzog das Gesicht zu einer grotesken Grimasse und wankte mit ausgestreckten Armen auf mich zu. »Huhuuu, pass auf, hier kommt Leatherface.«

Mürrisch trat ich in eine Pfütze und bespritzte ihn mit Wasser. Lachend spritzte er zurück. Als ein paar Minuten später der Bus neben uns

hielt, waren wir beide so verdreht und tropfnass, dass der Busfahrer sagte, wir sollten uns ganz nach hinten setzen.

»Was machst du heute nach der Schule?«, fragte Robbie, als wir auf der hintersten Bank kauerten. Um uns herum saßen andere Schüler und unterhielten sich, rissen Witze, lachten und ignorierten uns. »Hast du Lust auf einen Kaffee? Oder wir könnten uns ins Kino schleichen und uns einen Film ansehen.«

»Heute nicht, Rob«, erwiderte ich, während ich versuchte, mein T-Shirt auszuwringen. Jetzt, wo es vorbei war, bereute ich unsere kleine Schlammschlacht. Ich würde in Scotts Augen aussehen wie ein Wesen aus dem Sumpf. »Du musst dich heute mal ohne mich reinschleichen. Ich gebe nach der Schule noch Nachhilfe.«

Robbies grüne Augen wurden schmal. »Du gibst Nachhilfe? Wem denn?«

In meinem Magen kribbelte es, und ich versuchte ein Grinsen zu unterdrücken. »Scott Waldron.«

»Was?« Angewidert verzog Robbie die Lippen. »Mr. Suspensorium? Will er denn, dass du ihm das Lesen bebringst?«

Ich blickte ihn strafend an. »Nur weil er der Kapitän des Footballteams ist, musst du dich nicht gleich wie ein Idiot aufführen. Oder bist du etwa eifersüchtig?«

»Oh, klar, das ist es«, erklärte Robbie höhnisch. »Ich wollte schon immer den IQ eines Steins haben. Nein, warte mal. Das wäre ja eine Beleidigung für den Stein.«

Er schnaubte abfällig. »Ich fasse es nicht, du stehst also auf Mr. Suspensorium. Dabei hättest du etwas viel Besseres verdient, Prinzessin.«

»Nenn mich nicht so.« Ich wandte mich ab, damit er nicht mitkriegte, dass ich knallrot geworden war. »Es ist ja nur eine Nachhilfestunde und nicht so, als hätte er mich zum Abschlussball eingeladen. Mann!«

»Genau.« Robbie klang wenig überzeugt. »Und das wird er auch nicht, aber du *hoffst*, dass er es tut. Gib's zu. Du bist genauso scharf auf ihn wie die ganzen hohlköpfigen Cheerleader.«

»Und wenn es so wäre?«, fauchte ich und fuhr zu ihm herum. »Das geht dich einen feuchten Dreck an, Rob. Was interessiert es dich überhaupt?«

Er wurde ziemlich still und murmelte nur irgendetwas Unverständliches. Ich drehte ihm wieder den Rücken zu und starrte aus dem Fenster. Mir war egal, was Robbie dachte. Heute Nachmittag würde Scott Waldron für eine glückselige Stunde mir ganz allein gehören, und das würde ich mir von niemandem kaputt machen lassen.

Der Unterricht zog sich. Die Lehrer brabbelten unverständliches Zeug, und die Uhren schienen rückwärts zu laufen. Der Nachmittag verging im Schneckentempo, ich nahm ihn nur wie durch einen nebelhaften Schleier wahr. Endlich, endlich verkündete der Gong das Ende der letzten Stunde und befreite mich von der nervtötenden Folter von X ist gleich Y.

Heute ist es so weit, sagte ich mir, während ich mich durch die überfüllten Gänge schob, wobei ich mich immer am Rand der lärmenden Menge hielt. Nasse Sneakers quietschten über die Fliesen, und eine widerwärtige Mischung aus Schweiß, Rauch und Körpergerüchen hing schwer in der Luft. Ein nervöses Kribbeln breitete sich in mir aus. *Du schaffst das. Bloß nicht drüber nachdenken. Geh einfach rein und bring es hinter dich.*

Ich wich einigen Schülern aus, arbeitete mich den Gang entlang und spähte schließlich in den Computerraum.

Da war er. Er saß an einem der Tische, beide Füße auf einen anderen Stuhl gestützt. Scott Waldron, Kapitän des Footballteams. Der umwerfende Scott, König der Schule. Er trug seine rot-weiße Teamjacke, die seine breite Brust betonte, und seine dichten dunkelblonden Haare streiften gerade so seinen Kragen.

Mein Herz raste. *Eine ganze Stunde in einem Raum mit Scott Waldron und niemand, der uns stört.*

Normalerweise kam ich nicht einmal in die Nähe von Scott. Entweder schwänzeln Angie und ihre Cheerleader-Groupies um ihn herum, oder seine Footballkumpels umringten ihn. Außer uns waren noch ein paar andere Schüler im Computerraum, aber das waren Nerds und Streber und damit so minderwertig, dass Scott sie nicht einmal wahrnahm. Die Sportler und Cheerleader würden sich niemals hier drin erwischen lassen, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ.

Ich holte tief Luft und ging hinein.

Er sah nicht auf, als ich neben ihm stehen blieb. Stattdessen hing er in seinem Stuhl, die Füße hochgestellt und den Kopf in den Nacken gelegt, und tat so, als würde er einen imaginären Ball durch den Raum werfen. Ich räusperte mich. – Nichts. Ich räusperte mich etwas lauter. – Immer noch nichts.

Also nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, stellte mich vor ihn hin und wedelte mit der Hand vor seinem Gesicht herum. Endlich richteten sich seine kaffeebraunen Augen auf mich. Einen Moment lang schien er erschrocken zu sein. Dann zog er lässig eine Augenbraue hoch, als käme er einfach nicht darauf, warum ich mit ihm reden wollte.

Oh-oh. Sag was, Meg. Irgendwas Intelligentes.

»Ähm...«, stammelte ich. »Hi. Ich bin Meghan. Ich sitze hinter dir. Also, im Computerkurs.« Er starrte mich immer noch völlig ausdruckslos an, und ich spürte, wie ich rot wurde. »Äh... ich schaue mir eigentlich nicht viel Sport an, aber ich finde, du bist ein fantastischer Quarterback – auch wenn ich noch nicht viele gesehen habe, na ja, eigentlich nur dich, bisher. Aber du scheinst echt Ahnung von dem zu haben, was du da tust. Weißt du, ich sehe mir alle eure Spiele an. Für gewöhnlich sitze ich immer ganz hinten, deshalb hast du mich wahrscheinlich noch nie bemerkt.«

O Gott. Halt die Klappe, Meg. Halt sofort die Klappe. Ich presste die Lippen fest zusammen, um mein unablässiges Geplapper zu stoppen, und hätte mich am liebsten in irgendeinem Loch verkrochen, um zu sterben. Was hatte ich mir nur dabei gedacht, als ich dieser Sache zustimmte? Es war immer noch besser, unsichtbar zu sein, als sich zum totalen Vollidioten zu machen, besonders vor Scott.

Er blinzelte träge, richtete sich auf und zog sich die Kopfhörer aus den Ohren. »Tut mir leid, Süße«, sagte er gedehnt mit seiner wunderbaren tiefen Stimme. »Konnte dich nicht hören.« Er musterte mich eingehend und grinste dann. »Sollst du mir Nachhilfe geben?«

»Äh, ja.« Ich richtete mich auf und kratzte den letzten Rest meiner Würde zusammen. »Ich bin Meghan. Mr. Sanders hat mich gebeten, dir bei deinem Computerprojekt zu helfen.«

Er grinste mich an. »Bist du nicht diese Bauerntussi, die draußen im Sumpf lebt? Weißt du überhaupt, was ein Computer ist?«

Meine Wangen brannten, und mein Magen krampfte sich zu einem harten, kleinen Ball zusammen. Okay, ich hatte keinen tollen Computer zu Hause. Deswegen verbrachte ich ja auch den Großteil meiner Nachmittage hier im Computerraum, um meine Hausaufgaben zu machen oder einfach nur im Internet zu surfen. Genau genommen hoffte ich, in ein paar Jahren auf eine technische Universität gehen zu können. Programmieren und Webdesign flogen mir einfach zu. Verdammst, ich wusste, wie man mit einem Computer umging.

Doch im Angesicht von Scotts Kritik konnte ich nur stammeln: »J-ja, schon. Ich meine, ich weiß eine Menge.« Er sah mich zweifelnd an, und ich spürte, wie sich mein verletzter Stolz aufbäumte. Ich musste ihm einfach beweisen, dass ich nicht das zurückgebliebene Landei war, für das er mich hielt. »Okay, ich werde es dir beweisen«, erklärte ich und zog die Tastatur, die auf dem Tisch lag, zu mir heran.

Da passierte etwas Seltsames.

Ich hatte die Tasten noch gar nicht berührt, da leuchtete der Bildschirm auf. Während meine Finger noch zögernd über den Tasten schwebten, erschienen bereits Wörter auf dem Bildschirm.

Meghan Chase. Wir sehen dich. Wir kommen dich holen.

Ich erstarrte. Es erschienen immer mehr Wörter, aber immer nur diese drei Sätze, die sich ständig wiederholten. *Meghan Chase. Wir sehen dich. Wir kommen dich holen. Meghan Chase wir sehen dich wir kommen dich holen. Meghan Chase wir sehen dich wir kommen dich holen ...* wieder und wieder, bis der ganze Bildschirm voll war.

Scott lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und starrte erst mich an, dann den Bildschirm. »Was soll das?«, fragte er missmutig. »Was zum Teufel machst du da, du Freak?«

Ich schob ihn zur Seite, schüttelte die Maus, hämmerte auf die Escape-Taste ein und drückte Strg-Alt-Entf, um den endlosen Wortstrom abzubrechen. Nichts davon half.

Plötzlich, ohne jede Vorwarnung, kamen keine neuen Wörter mehr. Der Bildschirm wurde für einen Moment schwarz. Dann erschien in riesigen Buchstaben eine andere Botschaft auf dem Schirm.

SCOTT WALDRON BEOBACHTET ANDERE JUNGS UNTER DER DUSCHE. LOL.

Ich keuchte. Die Botschaft erschien auch auf allen anderen Monitoren und sprang durch den Raum, ohne dass ich sie hätte aufhalten können. Die Schüler an den anderen Tischen schienen einen Moment lang geschockt zu sein und hielten inne, dann zeigten sie mit dem Finger auf uns und lachten.

Ich spürte Scotts Blick wie ein Messer im Rücken. Ängstlich drehte ich mich um. Er starrte mich tatsächlich an. Seine Brust hob und senkte sich angestrengt. Vor Wut oder Scham war sein Gesicht knallrot angelaufen, und er zeigte mit einem Finger in meine Richtung.

»Findest du das witzig, Sumpfhuhn? Hä? Warte nur ab. Ich werde dir zeigen, was witzig ist. Du hast dir gerade dein eigenes Grab geschaufelt, du Miststück!«

Er stürmte aus dem Raum, verfolgt von einer Welle lauten Gelächters. Einige der anderen grinsten mich an, applaudierten und reckten triumphierend die Daumen nach oben. Einer zwinkerte mir sogar verschwörerisch zu.

Ich bekam weiche Knie und ließ mich auf einen Stuhl fallen. Verständnislos starrte ich auf den Monitor, der sich plötzlich abschaltete. Die anstößige Nachricht erlosch, doch es war bereits zu spät. Mein Magen rebellierte, und meine Augen brannten.

Ich vergrub mein Gesicht in den Händen. *Ich bin tot. Ich bin so was von tot. Das war's, Meghan, Game over. Ob Mom mich wohl auf ein Internat in Kanada wechseln lässt?*

Ein feines Kichern drang in meine trübseligen Gedanken, und ich hob den Kopf.

Oben auf dem Monitor kauerte etwas. Vor dem hellen Fenster zeichnete sich die dunkle Silhouette eines winzigen missgestalteten *Dings* ab. Es war dürr, hatte lange dünne Arme und riesige Fledermausohren. Schmale grüne Augen musterten mich über den Tisch hinweg, und in ihnen blitzte Intelligenz. Das Ding grinste, wobei es zwei Reihen spitzer Zähne entblöbte, die neonblau leuchteten, bevor es wie ein Bild auf einem Computerbildschirm verschwand.

Ich saß einen Moment lang einfach nur da und starrte auf die Stelle, wo ich das Wesen gesehen hatte, während meine Gedanken rotierten.

Okay. Großartig. Nicht nur, dass Scott mich jetzt hasst, nein, ich habe auch

noch Halluzinationen. Meghan Chase erlitt einen Tag vor ihrem sechzehnten Geburtstag einen Nervenzusammenbruch. Schickt mich einfach direkt in die Klapse, ich überlebe hier an dieser Schule sowieso keinen einzigen Tag mehr.

Mühsam stemmte ich mich hoch und schlurfte wie ein Zombie auf den Flur hinaus.

Robbie wartete an den Schließfächern auf mich, in jeder Hand eine Limoflasche. »Hey, Prinzessin«, begrüßte er mich, als ich an ihm vorbeiwankte, »du bist aber früh dran. Wie ist denn deine Nachhilfe gelaufen?«

»Nenn mich nicht so«, murmelte ich und knallte meine Stirn gegen mein Schließfach. »Die Nachhilfe ist fantastisch gelaufen. Bitte bring mich jetzt um.«

»So gut also?« Er warf mir die Cola light zu, die ich gerade noch aufging, und drehte den Deckel seiner Kräuterlimonade auf, die aus dem Flaschenhals schäumte. Ich konnte das Grinsen in seiner Stimme hören. »Tja, ich schätze, ich könnte jetzt antworten: ›Ich hab's dir gleich gesagt‹ ...«

Ich warf ihm einen vernichtenden Blick zu, der ihn verstummen lassen sollte.

Das Grinsen verschwand aus seinem Gesicht. »...aber das werde ich nicht tun.« Er verzog die Lippen und versuchte nicht zu grinsen. »Weil ... es falsch wäre.«

»Was machst du überhaupt hier?«, wollte ich wissen. »Die Busse sind doch alle längst weg. Bist du etwa wie so ein gruseliger Stalker um den Computerraum herumgeschlichen?«

Rob räusperte sich vernehmlich und nahm einen tiefen Schluck von seiner Limo. »Hey, ich habe mich gefragt, was du morgen an deinem Geburtstag so vorhast«, meinte er dann strahlend.

Mich in meinem Zimmer verstecken und mir die Bettdecke über den Kopf ziehen, dachte ich, aber ich zuckte nur die Schultern und riss meinen rostigen Spind auf. »Keine Ahnung. Ist auch egal. Ich habe nichts Bestimmtes geplant.« Ich packte meine Bücher, stopfte sie in meinen Rucksack und schmiss die Spindtür zu. »Warum?«

Robbie schenkte mir dieses Lächeln, das mich immer nervös machte – ein Lächeln, das sich über sein ganzes Gesicht zog, sodass sich seine Augen zu grünen Schlitzern verengten. »Ich habe noch eine Flasche Champagner,

die ich mal aus dem Weinkeller stibitzt habe«, flüsterte er und wackelte vielsagend mit den Augenbrauen. »Wie wäre es, wenn ich morgen bei dir vorbeikomme? Dann könnten wir deinen Geburtstag angemessen feiern.«

Ich hatte noch nie Champagner getrunken. Einmal hatte ich an Lukes Bier genippt und gedacht, ich müsste kotzen. Mom brachte manchmal Wein im Tetrapack mit, der war gar nicht so schlimm, aber eigentlich trank ich kaum Alkohol.

Aber was soll's? Du wirst schließlich nur einmal sechzehn, oder? »Sicher«, sagte ich und zuckte resigniert mit den Schultern. »Klingt gut. Schließlich kann ich genauso gut mit einem Paukenschlag untergehen.«

Er legte den Kopf schief und musterte mich prüfend. »Alles okay mit dir, Prinzessin?«

Was sollte ich ihm sagen? Dass der Kapitän des Footballteams, auf den ich seit zwei Jahren insgeheim stand, es auf mich abgesehen hatte – und zwar nicht im positiven Sinne? Dass mir hinter jeder Ecke Monster aufzulauern schienen? Oder dass die Schulcomputer entweder gehackt worden waren oder von Geistern besessen? Ja, klar. Vom größten Witzbold der Schule hatte ich bestimmt kein Mitleid zu erwarten. So wie ich Robbie kannte, würde er das alles für einen grandiosen Witz halten und mir auch noch dazu gratulieren. Wenn ich ihn nicht so gut kennen würde, hätte ich vielleicht sogar geglaubt, dass er das Ganze eingefädelt hatte. So schenkte ich ihm nur ein müdes Lächeln und nickte. »Mir geht's gut. Wir sehen uns dann morgen, Robbie.«

»Bis dann, Prinzessin.«

Mom verspätete sich mal wieder. Die Nachhilfe hätte nur eine Stunde dauern sollen, aber ich hockte noch eine gute halbe Stunde länger im Nieselregen an der Straße, dachte über mein erbärmliches Leben nach und schaute zu, wie Autos ein- und ausparkten. Endlich bog ihr blauer Kombi um die Ecke und kam neben mir zum Stehen. Der Beifahrersitz wurde von Einkaufsstützen und Zeitungen blockiert, also schlüpfte ich hinten rein.

»Meg, du bist ja klatschnass!«, rief meine Mutter aus, nachdem sie einen Blick in den Rückspiegel geworfen hatte. »So kannst du dich nicht auf den Sitz setzen – leg ein Handtuch unter oder so. Hast du denn keinen Schirm dabei gehabt?«

Auch schön, dich zu sehen, Mom, dachte ich, während ich missmutig eine Zeitung vom Boden aufhob und auf den Sitz legte. Kein »Wie war dein Tag?«, oder »Tut mir leid, dass ich so spät komme.« Ich hätte einfach die blöde Nachhilfestunde mit Scott sausen lassen und den Bus nehmen sollen.

Schweigend fuhren wir dahin.

Früher hatten die Leute mir immer erzählt, ich würde wie sie aussehen – also, bevor Ethan kam und das ganze Scheinwerferlicht für sich beanspruchte. Bis heute weiß ich nicht, wo sie diese Ähnlichkeit sahen. Mom gehört zu den Frauen, die dafür geboren zu sein scheinen, Hosenanzüge und Pumps zu tragen. Ich bevorzuge weite Cargohosen und Sneakers. Moms Gesicht wird von ihren dicken goldblonden Locken umrahmt; mein Haar ist schnurgerade, fein und fast silbern, wenn das Licht im richtigen Winkel darauffällt. Sie wirkt königlich, elegant und ist schlank; ich bin einfach nur knochig.

Mom hätte jeden heiraten können – einen Filmstar, einen reichen Geschäftsmann –, aber sie nahm Luke den Schweinebauern und seine schäbige kleine Farm draußen im Sumpf. Was mich daran erinnerte ...

»Hey, Mom, vergiss nicht, dass du mich am Wochenende zur Führerscheinstelle fahren musst.«

»O Meg.« Mom seufzte. »Ich weiß nicht. Ich habe dieses Wochenende jede Menge zu tun, und dein Vater will, dass ich ihm dabei helfe, die Scheune zu reparieren. Vielleicht nächste Woche.«

»Mom, du hast es versprochen!«

»Bitte, Meghan. Es war ein langer Tag.« Mom seufzte wieder und musterte mich im Rückspiegel. Ihre Augen waren gerötet und ihre Wimperntusche verschmiert. Unruhig rutschte ich auf meinem Sitz herum. Hatte Mom etwa geweint?

»Was ist los?«, fragte ich vorsichtig.

Sie zögerte. »Zu Hause hat es ... einen Unfall gegeben«, setzte sie an, und beim Klang ihrer Stimme wurde mir ganz anders. »Dein Vater musste Ethan heute Nachmittag ins Krankenhaus bringen.« Sie hielt erneut inne, blinzelte hektisch und holte krampfhaft Luft. »Beau hat ihn angefallen.«

»Was?« Mein Aufschrei ließ sie zusammenzucken. *Unser* Schäfer-

hund sollte Ethan angefallen haben? »Geht es Ethan gut?«, fragte ich und spürte, wie sich mein Magen vor Angst verkrampfte.

»Ja.« Mom lächelte erschöpft. »Er ist ziemlich durch den Wind, aber Gott sei Dank hat er keine ernststen Verletzungen.«

Ich seufzte erleichtert auf. »Wie ist das passiert?«, fragte ich, weil ich immer noch nicht glauben konnte, dass unser Hund tatsächlich ein Familienmitglied angegriffen haben sollte. Beau liebte Ethan abgöttisch. Er wurde ja schon unruhig, wenn einer von uns nur mit meinem Halbbruder schimpfte. Ich hatte beobachtet, wie Ethan Beau am Fell, an den Ohren und am Schwanz gezogen hatte und die einzige Reaktion des Hundes gewesen war, dass er ihn ableckte. Ich hatte gesehen, wie Beau Ethans Ärmel geschnappt und den Kleinen vorsichtig von der Auffahrt gezogen hatte. Unser Schäferhund war ja vielleicht der Schrecken aller Eichhörnchen und Rehe, aber er hatte bisher bei keinem aus der Familie auch nur die Zähne gefletscht. »Warum ist Beau so durchgedreht?«

Mom schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Luke hat gesehen, wie Beau die Treppe raufgerannt ist, und dann hat er gehört, wie Ethan geschrien hat. Als er in sein Zimmer kam, hat der Hund Ethan über den Boden geschleift. Sein Gesicht war böse zerkratzt, und er hatte Bissspuren am Arm.«

Mir gefror das Blut in den Adern. Ich stellte mir vor, wie Ethan angefallen wurde – seine schreckliche Angst, als sich unser bis dahin so zuverlässiger Schäferhund auf ihn stürzte. Es war kaum zu glauben. Wie eine Szene aus einem Horrorfilm. Ich wusste, dass Mom genauso fassungslos war wie ich. Sie hatte Beau blind vertraut.

An der Art, wie sie die Lippen zusammenpresste, erkannte ich jedoch, dass Mom mir noch etwas verschwieg. Da war etwas, was sie mir nicht sagen wollte, und ich befürchtete, bereits zu wissen, was es war.

»Was passiert jetzt mit Beau?«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und bei dem Anblick rutschte mir das Herz in die Hose.

»Wir können einen so gefährlichen Hund nicht frei herumlaufen lassen, Meg«, erklärte sie, und ihr Ton bettelte um Verständnis. »Falls Ethan fragt, sag ihm, wir hätten ein neues Zuhause für Beau gefunden.«

Sie holte tief Luft und umklammerte das Lenkrad, ohne mich anzusehen. »Es geht um die Sicherheit der Familie, Meghan. Gib nicht deinem Vater die Schuld. Aber nachdem Luke mit Ethan aus dem Krankenhaus zurückgekommen ist, hat er Beau ins Tierheim gebracht.«

Klingelton des Grauens

Die Stimmung beim Abendessen war angespannt. Ich war wütend auf meine Eltern: auf Luke, weil er es getan hatte, und auf Mom, weil sie es ihm erlaubt hatte. Deshalb weigerte ich mich, mit ihnen zu sprechen.

Mom und Luke unterhielten sich über sinnloses, triviales Zeug. Ethan saß schweigend da und klammerte sich an Floppy. Es war ein seltsames Gefühl, ohne Beau, der um den Tisch schlich und nach Krümeln Ausschau hielt, wie er es sonst immer getan hatte. Ich stand so bald wie möglich auf und ging auf mein Zimmer, wobei ich die Tür möglichst laut hinter mir zuschlug.

Ich ließ mich aufs Bett fallen und dachte an die vielen Male, die Beau sich hier neben mir zusammengerollt hatte, an die beruhigende Wärme seines Körpers. Er hatte nie irgendwas von irgendwem gefordert, sondern war zufrieden gewesen, einfach dabei zu sein und sich vergewissern zu dürfen, dass seine Schützlinge in Sicherheit waren. Jetzt war er weg, und das Haus schien leerer ohne ihn.

Ich wollte mit jemandem reden. Am liebsten hätte ich Robbie angerufen und mich bei ihm darüber ausgekotzt, wie unfair das alles war. Aber seine Eltern – die offenbar noch rückständiger waren als meine – hatten kein Telefon und auch keinen Computer. So etwas nenne ich finsternes Mittelalter.

Robbie und ich verabredeten uns normalerweise in der Schule. Manchmal tauchte er auch einfach unter meinem Fenster auf, nachdem er die drei Kilometer zu unserem Haus gelaufen war. Das war einfach absolut nervig und gehörte zu den Dingen, die ich ändern würde, sobald ich ein eigenes Auto hatte. Mom und Luke konnten mich ja hier nicht ewig einsperren. Vielleicht sollte ich demnächst einfach *zwei* Handys für Robbie und mich kaufen, egal was Luke davon hielt. Diese

ganze Geschichte von wegen »teuflische Technologie« war langsam echt nicht mehr lustig.

Ich würde das morgen mit Robbie besprechen.

Da klopfte es leise an meiner Tür, und Ethan steckte den Kopf herein.

»Hallo, Zwerg.« Ich setzte mich auf und wischte mir ein paar Tränen ab. Ein Pflaster mit Dinosauriern klebte auf seiner Stirn, und am rechten Arm trug er einen Verband. »Was ist los?«

»Mommy und Daddy haben Beau weggegeben.« Seine Unterlippe zitterte, und er bekam Schluckauf. Dann wischte er sich mit Floppys Fell über die Augen.

Ich seufzte und klopfte neben mir aufs Bett. »Sie mussten das machen«, erklärte ich ihm, während er aufs Bett kletterte und sich samt Hasen in meinen Schoß kuschelte. »Sie wollten nicht, dass Beau dich noch mal beißt. Sie hatten Angst, dass er dir wehtun könnte.«

»Beau hat mich nicht gebissen.« Ethan starrte mich mit großen, tränenverschmierten Augen an. Ich las Angst in seinem Blick und ein Wissen, das weit über sein Alter hinausging. »Beau hat mir nicht wehgetan«, beharrte er. »Beau hat versucht, mich vor dem Mann im Schrank zu retten.«

Schon wieder das Monster? Ich seufzte und wollte es als Unsinn abtun, aber ein Teil von mir zögerte. Was, wenn Ethan recht hatte? Ich hatte heute auch seltsame Dinge gesehen. Was, wenn ... Was, wenn Beau Ethan wirklich vor etwas Schrecklichem, Grauenhaftem beschützt hatte ...?

Nein! Ich schüttelte den Kopf. Das war doch lächerlich! In ein paar Stunden würde ich sechzehn sein und damit viel zu alt, um an Monster zu glauben. Außerdem war es höchste Zeit, dass auch Ethan erwachsen wurde. Er war ein cleveres Kind, und ich hatte es langsam satt, dass er immer Fantasieprodukte wie den Schwarzen Mann dafür verantwortlich machte, wenn mal etwas schiefging.

»Ethan.« Wieder seufzte ich, doch ich versuchte, nicht zu schroff zu sein. Wenn ich zu streng war, würde er wahrscheinlich anfangen zu heulen, und nach allem, was er heute durchgemacht hatte, wollte ich ihn nicht noch mehr durcheinanderbringen. Trotzdem war jetzt das

Maß voll. »In deinem Schrank sind keine Monster, Ethan. So etwas wie Monster gibt es nicht, okay?«

»Gibt es wohl!« Er runzelte die Stirn und stemmte die Füße in meine Tagesdecke. »Ich hab sie gesehen. Und sie haben mit mir gesprochen. Sie haben gesagt, der König will mich sehen.« Er zeigte auf den Arm mit dem Verband. »Hier hat mich der Mann aus dem Schrank gepackt. Er hat mich unters Bett gezogen, doch dann ist Beau gekommen und hat ihn verjagt.«

Offensichtlich würde ich es nicht schaffen, seine Meinung zu ändern. Und ich hatte jetzt wirklich keine Lust auf einen Trotzanfall in meinem Zimmer. »Okay, schon gut«, lenkte ich ein und nahm ihn in den Arm. »Gehen wir mal davon aus, dich hat heute wirklich etwas anderes angegriffen als Beau. Warum erzählst du es nicht Mom und Luke?«

»Das sind doch Erwachsene«, erwiderte Ethan, als wäre damit alles klar. »Sie würden mir nicht glauben. Sie können die Monster nicht sehen.« Er seufzte und schaute mich mit einer Ernsthaftigkeit an, die ich noch bei keinem anderen Kind gesehen hatte. »Aber Floppy sagt, *du* kannst sie sehen. Wenn du dich genug anstrengst. Floppy sagt, du kannst durch den Nebel und den Schein sehen.«

»Durch den was und den was?«

»Ethan?« Vor der Tür erklang Moms Stimme, und dann erschien sie im Türrahmen. »Bist du hier drin?« Als sie uns beide entdeckte, blinzelte sie hektisch und lächelte unsicher. Ich erwiderte ihren Blick mit versteinertes Miene.

Mom ignorierte mich einfach. »Zeit fürs Bett, Ethan. Es war ein langer Tag, Liebling.« Sie streckte die Hand aus. Ethan hüpfte vom Bett und stapfte durchs Zimmer, wobei er den Hasen hinter sich herzog.

»Kann ich bei dir und Daddy schlafen?«, fragte er mit leiser, ängstlicher Stimme.

»Oh, ich denke schon. Aber nur heute Nacht, okay?«

»'kay.«

Ihre Stimmen entfernten sich, und ich schloss mit einem Tritt die Zimmertür.

In dieser Nacht hatte ich einen seltsamen Traum: Ich wachte auf, und Ethans Stoffhase Floppy saß am Fußende meines Bettes. Im Traum

sprach der Hase mit mir, und seine Worte waren schwerwiegend und erschreckend. Er wollte mich warnen oder mir helfen. Ich glaube, ich gab ihm sogar irgendein Versprechen. Doch am nächsten Morgen konnte ich mich an nicht mehr viel erinnern.

Das Prasseln des Regens auf dem Dach weckte mich. Mein Geburtstag schien ein kalter, ekliger und nasser Tag zu werden.

Einen Moment lang spürte ich etwas schwer auf meiner Seele lasten, auch wenn ich keine Ahnung hatte, warum ich so deprimiert war. Dann erinnerte ich mich wieder an alles, was am Vortag passiert war, und stöhnte.

Happy Birthday für mich, dachte ich und zog die Decke über den Kopf. *Den Rest der Woche bleibe ich im Bett, vielen Dank auch.*

»Meghan?« Moms Stimme drang durch die Tür, dann klopfte sie leise. »Es wird langsam Zeit. Bist du schon wach?«

Ich ignorierte sie und wickelte die Decke enger um mich. Wut stieg in mir auf, als ich daran dachte, dass der arme Beau ins Tierheim geschafft worden war. Mom wusste, dass ich sauer auf sie war, doch sie konnte ruhig noch eine Weile in ihren Schuldgefühlen schmoren. Ich war noch nicht bereit, ihr zu vergeben und einfach weiterzumachen wie bisher.

»Steh auf, Meghan, sonst verpasst du noch den Bus!« Mom streckte den Kopf ins Zimmer. Sie klang völlig sachlich, und ich schnaubte empört. So viel zum Thema Versöhnung.

»Ich gehe heute nicht in die Schule«, brummte ich unter meiner Decke. »Mir geht's nicht gut. Ich glaube, ich habe Grippe.«

»Krank? An deinem Geburtstag? Wie blöd.«

Mom trat jetzt ins Zimmer, und ich beobachtete sie durch einen Spalt zwischen Bettdecke und Laken. Sie hatte daran gedacht?

»Wirklich schade«, fuhr Mom fort und verschränkte grinsend die Arme vor der Brust. »Eigentlich wollte ich heute nach der Schule mit dir zur Führerscheinstelle fahren, aber wenn du krank bist ...«

Ruckartig richtete ich mich auf. »Wirklich? Äh ... na ja, ich glaube, so schlecht geht's mir gar nicht. Ich nehme einfach ein paar Aspirin oder so.«

»Habe ich's mir doch gedacht.« Mom schüttelte den Kopf, als ich aus

dem Bett sprang. »Ich muss deinem Vater heute Nachmittag helfen, die Scheune zu reparieren, deshalb kann ich dich nicht abholen. Aber sobald du zu Hause bist, fahren wir zusammen zur Führerscheinstelle. Ist das ein gutes Geburtstagsgeschenk?«

Ich hörte kaum noch zu. Ich war zu sehr damit beschäftigt, durchs Zimmer zu rennen, mir Klamotten zu schnappen und meine Sachen zu packen. Je schneller ich den Schultag hinter mich brachte, desto besser.

Ich war gerade dabei, meine Hausaufgaben in den Rucksack zu stopfen, als die Tür ein zweites Mal aufging.

Ethan spähte herein. Er hielt die Hände hinter dem Rücken und lächelte schüchtern, aber auch erwartungsvoll.

Ich zwinkerte ihm zu und warf meine Haare zurück. »Was willst du, Zwerg?«

Noch immer grinsend trat er einen Schritt vor und streckte mir ein gefaltetes Blatt Papier entgegen. Vorne drauf prangte ein leuchtendes Wachsmalkreidebild: Über einem kleinen Haus, aus dessen Schornstein Rauch aufstieg, schwebte eine lachende Sonne.

»Alles Gute zum Geburtstag, Meggie«, sagte er und war sehr zufrieden mit sich. »Siehst du, ich hab's nicht vergessen!«

Lächelnd nahm ich ihm die selbst gemachte Karte ab und klappte sie auf. Von der Innenseite strahlte mir eine einfache Wachsmalkreideversion unserer Familie entgegen: Mom und Luke, Ethan und ich Hand in Hand als Strichmännchen und ein vierbeiniges Etwas, das wohl Beau sein sollte. Plötzlich hatte ich einen Kloß im Hals, und mir standen Tränen in den Augen.

»Gefällt sie dir?«, fragte Ethan, der mich gespannt ansah.

»Und wie!« Ich wuschelte ihm durch die Haare. »Vielen Dank. Warum hängst du sie nicht an den Kühlschrank, damit jeder sehen kann, was du für ein großer Künstler bist?«

Grinsend flitzte er davon, wobei er stolz die Karte umklammerte. Bei diesem Anblick fühlte ich mich gleich etwas besser. Vielleicht würde der Tag ja doch nicht so schrecklich werden.

»Dann holst du also heute mit deiner Mom deinen Führerschein?«, fragte Robbie, während der Bus auf den Schulparkplatz einbog. »Wie cool! Dann können wir endlich mit dem Auto in die Stadt und ins Kino

fahren. Wir sind nicht mehr auf den Bus angewiesen und müssen auch nicht mehr auf deinem Min fernseher alte VHS-Videos schauen.«

»Es ist nur der Führerschein auf Probe, Rob.« Ich nahm meinen Rucksack, während der Bus holpernd zum Stehen kam. »Das ist noch nicht der endgültige. So wie ich meine Mom kenne, dauert es noch mal sechzehn Jahre, bis ich das Auto allein fahren darf. Wahrscheinlich wird Ethan früher seinen Führerschein kriegen als ich.«

Beim Gedanken an meinen Halbbruder lief es mir plötzlich kalt den Rücken runter, als mir seine Worte vom Vorabend einfielen: *Floppy sagt, du kannst durch den Nebel und den Schein sehen.*

Von dem Stoffhasen mal abgesehen hatte ich keine Ahnung, wovon er da gesprochen hatte.

Als ich aus dem Bus stieg, löste sich eine vertraute Gestalt aus einer größeren Gruppe und kam auf mich zu. Scott. Mir drehte sich der Magen um, und ich hielt Ausschau nach einem möglichen Fluchtweg. Aber bevor ich in der Menge untertauchen konnte, hatte er mich schon erreicht und baute sich vor mir auf.

»Hey.« Seine tiefe Stimme jagte mir einen Schauer über den Rücken. Obwohl ich völlig verängstigt war, fand ich ihn trotzdem immer noch umwerfend, mit dem feuchten blonden Haar, das ihm in wilden Locken in die Stirn fiel.

Aus irgendeinem Grund schien er heute nervös zu sein, denn er fuhr sich mehrmals mit der Hand durch die Haare und sah sich um. »Ähm ...« Er zögerte, dann kniff er die Augen zusammen. »Wie heißt du noch mal?«

»Meghan«, flüsterte ich.

»Oh, ja.« Er trat noch näher, sah kurz zu seinen Freunden rüber und senkte dann die Stimme: »Hör mal, ich habe ein schlechtes Gewissen, weil ich dich gestern so mies behandelt habe. Das war nicht in Ordnung. Tut mir leid.«

Im ersten Moment verstand ich gar nicht, was er sagte. Ich hatte Drohungen, Spott und Beschuldigungen erwartet. Die Erleichterung breitete sich in meinem Bauch aus wie ein großer Ballon, als seine Worte endlich zu mir durchgedrungen waren. »Oh«, stammelte ich und spürte, wie ich rot wurde. »Das ist schon okay, vergiss es einfach.«

»Kann ich nicht«, murmelte er. »Du gehst mir seit gestern nicht mehr aus dem Kopf. Ich habe mich aufgeführt wie ein Vollidiot, und das würde ich gern wiedergutmachen. Willst du ...« Er unterbrach sich, kaute auf seiner Unterlippe herum und platzte dann damit heraus: »Willst du heute zusammen mit mir Mittag essen?«

Mein Herz raste. Schmetterlinge flatterten völlig irre in meinem Bauch herum, und es kam mir vor, als würde ich drei Zentimeter über dem Boden schweben. Meine Stimme war so wackelig, dass ich es kaum schaffte, ein atemloses »Klar« herauszubringen.

Scott grinste breit und zeigte seine strahlend weißen Zähne, dann zwinkerte er mir zu. »Hey, Leute! Hier drüben!«

Einer von Scotts Fußballkumpels, der in unserer Nähe stand, hielt eine Handykamera hoch und richtete die Linse auf uns. »Wo ist das Vögelchen?«

Bevor ich begriff, was passierte, hatte Scott mir schon einen Arm um die Schultern gelegt und mich an sich gezogen. Völlig überrumpelt sah ich zu ihm auf, während mir fast das Herz aus der Brust sprang. Er lächelte strahlend in die Kamera, während ich nur dämlich glotzte.

»Danke, Meg«, sagte Scott und löste sich von mir. »Wir sehen uns beim Mittagessen.« Er grinste, zwinkerte mir noch einmal zu und trabte in Richtung Schulgebäude davon. Der Fotograf spurtete kichernd hinter ihm her und ließ mich völlig benommen und verwirrt auf dem Parkplatz stehen.

Einen Moment stand ich einfach nur da und starrte wie ein Idiot vor mich hin, während meine Klassenkameraden um mich herumströmten. Dann überzog ein fettes Grinsen mein Gesicht, ich stieß einen Freudenschrei aus und machte einen Luftsprung. Scott Waldron wollte sich mit mir treffen! Er wollte mit mir, mit mir ganz allein in der Cafeteria zu Mittag essen. Vielleicht wendete sich das Blatt jetzt endlich. Vielleicht war das der Beginn des besten Geburtstags, den ich je hatte.

Während sich der Regen wie ein silberner Vorhang über den Parkplatz schob, spürte ich, dass ich beobachtet wurde. Ich drehte mich um und entdeckte Robbie, der ein paar Schritte entfernt stand und mich über die Menge hinweg ansah. Durch den Regen glänzten seine Augen in einem abartig hellen Grün. Während das Wasser auf den Beton pras-

selte und die Schüler hastig ins Gebäude flüchteten, glaubte ich so etwas wie einen Schatten auf seinem Gesicht zu sehen: eine lange Schnauze, schräg stehende schmale Augen und eine zwischen spitzen Reißzähnen heraushängende Zunge. Mein Magen krampfte sich vor Angst zusammen. Ich blinzelte, und Robbie war plötzlich wieder ganz er selbst – normal, grinsend und völlig unbekümmert, obwohl er gerade durchnässt wurde.

Wie ich übrigens auch.

Mit einem kleinen Quietschen hechtete ich unter das Vordach und schob mich ins Schulgebäude. Robbie folgte mir lachend und zog mich an den nassen Haaren, bis ich ihm eine scheuerte.

Während der ersten Stunde musste ich immer wieder zu Robbie hinüberschauen und nach diesem unheimlichen raubtierhaften Schatten in seinem Gesicht suchen. Ich fragte mich, ob ich vielleicht verrückt wurde. Das brachte mir jedoch nichts weiter ein als einen steifen Hals und einen gereizten Kommentar meines Englischlehrers, der meinte, ich solle besser aufpassen, statt Jungs anzustarren.

Als der Gong zur Mittagspause ertönte, sprang ich sofort auf. Mein Puls raste. In der Cafeteria wartete Scott auf mich. Ich schnappte mir meine Bücher, stopfte sie in den Rucksack, wirbelte herum – und stieß fast mit Robbie zusammen, der direkt hinter mir stand.

Ich schrie auf. »Rob, wenn du damit nicht aufhörst, werde ich dir eine verpassen! Und jetzt schieb ab. Ich muss wohin.«

»Geh nicht«, sagte er ruhig und klang dabei todernt.

Überrascht musterte ich ihn. Sein ewig freches Grinsen war verschwunden, und er wirkte entschlossen. Der Ausdruck in seinen Augen war fast schon beängstigend.

»Das wird übel enden, das spüre ich. Mr. Suspensorium hat irgendwas vor. Er und seine Kumpels waren ziemlich lange in der Jahrbuchredaktion, nachdem er mit dir geredet hat. Das gefällt mir nicht. Versprich mir, dass du da nicht hingehst.«

Ich wich zurück. »Hast du uns etwa belauscht?«, fragte ich misstrauisch. »Was ist nur mit dir los? Schon mal was von Privatsphäre gehört?«

»Waldron interessiert sich nicht für dich.« Robbie verschränkte die Arme vor der Brust, als wollte er mich herausfordern, ihm zu widersprechen. »Er wird dir das Herz brechen, Prinzessin. Vertrau mir. Ich kenne genug von diesen Typen, um das zu wissen.«

In mir stieg heiße Wut auf. Wut darüber, dass er es wagte, seine Nase in meine Angelegenheiten zu stecken. Wut darüber, dass er vielleicht recht haben könnte. »Noch mal, Rob: Das geht dich nichts an!«, fauchte ich, woraufhin er erstaunt die Augenbrauen hob. »Ich kann sehr gut allein auf mich aufpassen, okay? Also hör auf, dich einzumischen, wenn es nicht erwünscht ist.«

Kurz flackerte Schmerz in seinen Augen auf, verschwand aber schnell wieder. »Na schön, Prinzessin.« Er grinste und hob beschwichtigend die Hände. »Mach dir nicht gleich ins königliche Hemd. Vergiss, was ich gesagt habe.«

»Das werde ich.« Ich reckte das Kinn und stolzierte aus dem Raum, ohne mich noch einmal umzusehen.

Schuldgefühle nagten bereits an mir, während ich mich durch die Gänge Richtung Cafeteria schob. Es tat mir leid, dass ich Robbie so angefahren hatte. Aber manchmal übertrieb er es einfach mit seinem Großen-Bruder-Getue. Doch so war Robbie schon immer gewesen. Mit Argusaugen und überbesorgt hatte er stets auf mich achtgegeben, als wäre das sein Job. Ich konnte mich nicht erinnern, wann wir uns zum ersten Mal begegnet waren. Es kam mir vor, als wäre er einfach schon immer da gewesen.

In der Cafeteria war es laut und durch den Regen draußen ziemlich dämmrig. Ich blieb an der Tür stehen und hielt nach Scott Ausschau. Schließlich entdeckte ich ihn an einem Tisch mitten im Raum, zusammen mit den Cheerleadern und den Footballtypen. Ich zögerte. Ich konnte nicht einfach zu diesem Tisch marschieren und mich dazusetzen. Angie Whitmond und ihre Cheerleader-Truppe würden mich in Stücke reißen.

Da sah Scott auf und entdeckte mich. Ein lässiges Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. Das verstand ich als Einladung und schob mich zwischen den Tischen hindurch, um zu ihm zu gelangen. Er zog sein iPhone heraus, drückte eine Taste und sah mich zufrieden grinsend aus halb geschlossenen Augen an.

In meiner Nähe klingelte ein Handy.

Ich zuckte kurz zusammen, ging aber weiter. Hinter mir hörte ich ein Keuchen, gefolgt von hysterischem Gekicher. Und dann ein Gespräch im Flüsterton, bei dem man sofort dachte, die Leute redeten über einen. Ich spürte die Blicke im Rücken, doch ich versuchte sie zu ignorieren und ging weiter durch den Saal.

Ein zweites Handy klingelte.

Und ein drittes.

Das Getuschel und Gelächter breitete sich jetzt in Windeseile aus. Irgendwie fühlte ich mich schrecklich bloßgestellt, als wäre ein Scheinwerfer auf mich gerichtet. Das Gelächter konnte doch nichts mit mir zu tun haben, oder? Ich sah, wie einige Leute auf mich zeigten, während sie miteinander flüsterten, und wieder versuchte ich, sie zu ignorieren. Scotts Tisch war nur noch ein paar Schritte entfernt.

»Hey, Knackarsch!« Eine Hand landete auf meinem Hintern, und ich schrie auf. Ich wirbelte herum und starrte Dan Ottoman wütend an, einen blonden, pickeligen Klarinettenspieler aus dem Schulorchester. Er warf mir lüsterne Blicke zu und zwinkerte anzüglich. »Hätte dich nie für so ein Flittchen gehalten, Kleines«, sagte er und machte einen auf Charmebolzen, was mich aber eher an eine dreckige Version von Kermit dem Frosch erinnerte. »Komm doch irgendwann mal im Orchester vorbei. Ich habe da eine Flöte, die du blasen könntest.«

»Wovon redest du?«, fauchte ich, aber er lachte nur und hielt mir sein Handy hin.

Zuerst war das Display schwarz. Aber dann tauchten grellgelbe Buchstaben auf. *Was haben Meghan Chase und ein kaltes Bier gemeinsam?*, las ich. Ich keuchte. Da verschwanden die Buchstaben, und ein Bild erschien. Von mir. Von mir und Scott auf dem Parkplatz. Er hatte den Arm um mich gelegt und grinste breit. Aber jetzt war ich – mir fiel die Kinnlade runter – splitternackt und glotzte aus leeren Augen dämlich zu ihm hoch. Offenbar hatte er mit Photoshop gearbeitet: Mein »Körper« war abartig dünn und konturlos wie der einer Puppe und meine Brust so flach wie bei einer Zwölfjährigen. Ich erstarrte, und mein Herz setzte kurz aus, als der zweite Teil der Nachricht auf dem Display erschien.

Sie prickelt und ist leicht zu haben!

Mir wurde schlecht, und das Blut stieg mir in den Kopf. Entsetzt warf ich einen Blick hinüber zu Scott, nur um zu sehen, wie die Leute an seinem Tisch vor Lachen brüllten und mit dem Finger auf mich zeigten. Überall in der Cafeteria klingelten jetzt Handys, und das Gelächter schlug wie eine Welle über mir zusammen. Ich begann zu zittern, und meine Augen brannten.

Ich bedeckte mein Gesicht, drehte mich um und wollte aus der Cafeteria flüchten, bevor ich noch zu heulen anfangen wie ein Baby. Schrilles Gelächter umschwirrte mich, und die Tränen brannten wie Gift in meinen Augen. Ich schaffte es, den Raum zu durchqueren, ohne dabei über Bänke oder meine eigenen Füße zu stolpern, warf mich gegen die Schwingtüren und stürzte auf den Gang hinaus.

Fast eine Stunde verbrachte ich in der hintersten Kabine auf dem Mädchenklo, weinte mir die Augen aus und plante meinen Umzug nach Kanada oder vielleicht auf die Fidschi-Inseln. Hauptsache, weit, weit weg. Ich konnte mich ja in diesem Staat nirgendwo mehr blicken lassen. Irgendwann kamen keine Tränen mehr, und meine Atmung normalisierte sich. Dann begann ich darüber nachzudenken, wie erbärmlich mein Leben doch war.

Wahrscheinlich sollte ich mich geehrt fühlen, dachte ich verbittert und hielt die Luft an, als ein paar Mädchen in die Toilette kamen. *Immerhin hat Scott sich die Zeit genommen, höchstpersönlich mein Leben zu ruinieren. Ich wette, das hat er noch für niemanden getan. Ich Glückliche: Ich bin der größte Loser der Welt.* Wieder stiegen mir Tränen in die Augen, aber ich hatte genug vom Heulen und zwinkerte sie weg.

Zunächst hatte ich vor, auf der Toilette zu bleiben, bis die Schule vorbei war. Doch falls mich jemand im Unterricht vermisste, wäre das der erste Ort, an dem sie suchen würden. Daher nahm ich schließlich all meinen Mut zusammen und schlich mich zur Schulkrankenschwester, um schreckliche Bauchschmerzen vorzutäuschen, damit ich im Krankenzimmer untertauchen konnte.

Die Krankenschwester war selbst mit ihren Schuhen mit extrem dicken Sohlen nur knapp einen Meter dreißig groß, aber der Blick, den sie mir zuwarf, als ich mich zur Tür hereinschob, machte klar, dass sie

keinerlei Verständnis für Teenagerdummheiten hatte. Ihre Haut sah aus wie eine alte Walnuss, ihre weißen Haare waren zu einem strengen Dutt zusammengedreht, und sie trug eine winzige goldene Lesebrille auf der Nase.

»Nun, Miss Chase«, fragte sie mit ihrer rauhen, schrillen Stimme, während sie ihr Klemmbrett zur Seite legte, »was wollen Sie hier?«

Ich blinzelte verwirrt und fragte mich, woher sie mich wohl kannte. Ich war erst ein Mal in diesem Büro, als mich ein verirrter Fußball an der Nase getroffen hatte. Damals war die Krankenschwester groß und knochig gewesen und hatte einen so starken Überbiss gehabt, dass sie ausgesehen hatte wie ein Pferd. Diese mollige, verschrumpelte kleine Frau war neu, und die Art, wie sie mich musterte, verunsicherte mich etwas.

»Ich habe Bauchschmerzen«, klagte ich und hielt mir den Bauch, als würde er gleich platzen. »Ich muss mich nur ein paar Minuten hinlegen.«

»Natürlich, Miss Chase. Da hinten stehen die Liegen. Ich bringe Ihnen etwas, dann werden Sie sich gleich besser fühlen.«

Ich nickte und ging tiefer in den Raum, der durch mehrere Vorhänge unterteilt war. Außer mir und der Krankenschwester war niemand da. Perfekt. Ich wählte die Liege in der Ecke und legte mich auf die mit Papier bedeckte Matratze.

Wenig später tauchte die Krankenschwester auf und drückte mir einen Plastikbecher in die Hand, in dem es brodelte und qualmte. »Trinken Sie das, dann geht es Ihnen gleich besser«, sagte sie.

Ich starrte darauf. Die zischende weiße Flüssigkeit roch nach Schokolade und Kräutern, aber irgendwie stärker. Der Dampf war so beißend, dass meine Augen tränkten.

»Was ist das?«, fragte ich.

Die Krankenschwester lächelte nur und ging hinaus.

Ich nahm einen kleinen Schluck und spürte, wie sich in mir, von der Kehle bis in den Magen, eine wohlige Wärme ausbreitete. Es schmeckte unglaublich, wie die beste Schokolade der Welt, nur mit einem leicht bitteren Nachgeschmack. Ich leerte den Becher in zwei Schlucken und kippte ihn dann so weit, dass auch noch der letzte Tropfen herausrann.

Fast im selben Moment wurde ich müde. Also ließ ich mich auf die

knisternde Liege zurücksinken und schloss nur für einen Moment die Augen – schon war ich eingeschlafen.

Ich wurde durch leise Stimmen direkt hinter dem Vorhang geweckt, die sich verstohlen unterhielten. Ich wollte mich aufsetzen, aber es fühlte sich an, als wäre mein ganzer Körper in Watte gepackt und mein Kopf mit einem dicken Verband umwickelt. Selbst die Augen offen zu halten fiel mir sogar schwer. Hinter dem Vorhang entdeckte ich zwei Silhouetten.

»Werde bloß nicht leichtsinnig«, warnte eine leise, raue Stimme. *Die Krankenschwester*, dachte ich und fragte mich gleichzeitig in meinem Delirium, ob sie mir wohl noch etwas von diesem Schokoladenzeug geben würde. »Denk dran, es ist deine Pflicht, auf das Mädchen aufzupassen. Du darfst keine Aufmerksamkeit erregen.«

»Ich?«, fragte eine seltsam vertraute Stimme. »Aufmerksamkeit erregen? So was würde ich niemals tun!«

Die Krankenschwester schnaubte abfällig. »Wenn sich das gesamte Cheerleaderteam plötzlich in Mäuse verwandelt, werde ich sehr wütend auf dich sein, Robin. Sterbliche Jugendliche sind nun einmal grausam und blind. Das weißt du doch. Du darfst auf keinen Fall Rache üben, ganz egal, was du für das Mädchen empfindest. Insbesondere zum jetzigen Zeitpunkt, denn es geschehen noch ganz andere besorgniserregende Dinge.«

Das ist ein Traum, entschied ich. *Es muss ein Traum sein. Was war in diesem Trank drin?*

In dem gedämpften Licht wirkten die Schatten, die über den Vorhang tanzten, fremdartig und verwirrend. Die Krankenschwester schien jetzt noch kleiner zu sein, gerade mal einen Meter groß.

Der andere Schatten war noch eigenartiger: normal groß, aber mit seltsamen Auswüchsen am Kopf, die aussahen wie Hörner – oder Ohren.

Der größere Schatten seufzte, setzte sich auf einen Stuhl und schlug seine langen Beine übereinander. »Davon habe ich auch schon gehört«, murmelte er. »Finstere Gerüchte verbreiten sich. Die Höfe sind beunruhigt. Anscheinend ist dort draußen etwas, was beiden Angst macht.«

»Ein Grund mehr für dich, weiterhin ihr Schutz und ihr Wächter zu

sein.« Die Krankenschwester drehte sich um und stemmte die Hände in die Hüften, bevor sie tadelnd fortfuhr: »Es überrascht mich, dass du ihr den Nebelwein noch nicht verabreicht hast. Heute ist ihr sechzehnter Geburtstag. Der Schleier lüftet sich langsam.«

»Ich weiß, ich weiß. Bin quasi schon dabei.« Der Schatten seufzte und stützte den Kopf in die Hände. »Darum werde ich mich heute Nachmittag kümmern. Wie geht es ihr?«

»Sie ruht sich aus«, erklärte die Krankenschwester. »Das arme Ding war ja total traumatisiert. Ich habe ihr einen leichten Schlaftrank gegeben, der sie außer Gefecht setzt, bis sie nach Hause gehen kann.«

Ein Kichern. »Das letzte Kind, das einen deiner ›leichten‹ Schlaftränke bekommen hat, ist zwei Wochen lang nicht mehr aufgewacht. Und da redest gerade du von keine Aufmerksamkeit erregen.«

Die Erwiderung der Krankenschwester war irgendwie abgehackt, doch ich war fast sicher, dass sie etwas sagte wie: »Sie ist die Tochter ihres Vaters. Sie wird es verkraften.« Aber vielleicht hatte ich mir das auch nur eingebildet. Dann wurde die Welt verschwommen wie eine nicht fokussierte Kamera, und ich driftete wieder weg.

»Meghan!«

Jemand schüttelte mich wach.

Fluchend schlug ich um mich. Einen Moment lang war ich völlig verwirrt. Schließlich hob ich den Kopf. Meine Augen fühlten sich an, als hätte ich fünf Kilo Sand drin, und die Augenwinkel waren total verkrustet mit Körnchen, die mir die Sicht trübten. Stöhnend rieb ich mir die Lider und starrte verschlafen in Robbies Gesicht. Einen Moment lang runzelte er besorgt die Stirn. Dann blinzelte ich, und er war wieder ganz der Alte, normal und fröhlich.

»Aufwachen, Dornröschen«, stichelte er, während ich mich mühsam hochstemmte. »Glück gehabt, der Unterricht ist vorbei. Zeit, nach Hause zu gehen.«

»Hä?«, murmelte ich nicht gerade besonders intelligent und rieb mir den letzten Schlaf aus den Augen.

Robbie prustete und zog mich auf die Beine. »Hier«, meinte er und reichte mir meinen Rucksack voll mit Büchern. »Du hast echt Glück,

dass du so einen guten Freund hast wie mich. Ich habe in allen Stunden seit der Mittagspause für dich mitgeschrieben. Ach, und übrigens verzeihe ich dir. Ich werde nicht einmal sagen: »Ich hab's dir ja gleich gesagt.«

Er redete zu schnell. Mein Gehirn befand sich noch im Ruhemodus, mein Verstand war vernebelt. »Wovon redest du?«, murmelte ich, während ich meinen Rucksack über die Schulter warf.

Und dann erinnerte ich mich.

»Ich muss meine Mom anrufen«, sagte ich und ließ mich zurück auf die Liege fallen.

Robbie runzelte verwirrt die Stirn.

»Sie muss mich abholen«, erklärte ich. »Ich werde nicht in diesen Bus steigen, nie wieder.« Verzweiflung packte mich, und ich schlug die Hände vors Gesicht.

»Schau, Meghan«, meinte Robbie, »ich habe gehört, was passiert ist. Das ist doch keine große Sache.«

»Bist du zgedröhnt oder was?«, fragte ich und warf ihm durch meine Finger einen giftigen Blick zu. »Die gesamte Schule zerreißt sich das Maul über mich. Diese Geschichte schafft es wahrscheinlich sogar in die Schülerzeitung. Die massakrieren mich, wenn ich mich noch mal in der Öffentlichkeit zeige. Und da sagst du, es wäre keine große Sache?« Ich zog die Beine an und drückte meine Stirn gegen die Knie. Das Ganze war so schrecklich unfair. »Heute ist mein Geburtstag«, stöhnte ich in meine Hose. »So etwas sollte nicht passieren, wenn man Geburtstag hat.«

Robbie seufzte. Er ließ seine Tasche fallen, setzte sich neben mich, legte mir den Arm um die Schultern und zog mich an sich. Ich schniefte und heulte ein bisschen in seine Jacke, wobei ich sein Herz schlagen hörte. Es raste, als wäre er kilometerweit gerannt.

»Na komm.« Robbie stand auf und zog mich mit sich.

»Du schaffst das. Und ich verspreche dir, dass sich niemand dafür interessieren wird, was heute passiert ist. Bis morgen werden sie es alle vergessen haben.« Er lächelte und drückte meinen Arm. »Davon abgesehen musst du dich doch noch um deinen Führerschein kümmern, oder?«

Dieser eine Lichtblick in der finsternen Trübseligkeit meines Daseins

gab mir Hoffnung. Ich nickte und wappnete mich gegen das, was nun kommen würde. Als wir zusammen das Krankenzimmer verließen, hielt Robbie fest meine Hand.

»Bleib dicht bei mir«, murmelte er, während wir uns den belebteren Gängen näherten.

Angie und drei ihrer Groupies standen neben den Schließfächern, tratschten und knallten mit ihren Kaugummis. Mein Magen verkrampfte sich, und mein Herz begann zu rasen.

Robbie drückte meine Hand. »Schon okay. Lass mich nicht los und sprich mit niemandem. Sie werden gar nicht merken, dass wir da sind.«

Wir näherten uns den Mädchen, und ich stellte mich darauf ein, dass sie mit Gelächter und fiesen Kommentaren über mich herfallen würden. Aber als wir vorbeigingen, würdigten sie uns keines Blickes, obwohl Angie gerade dabei war, meinen schmachvollen Rückzug aus der Cafeteria zu schildern.

»Und dann hat sie voll losgeheult«, erzählte Angie gerade. Ihre näselnde Stimme hallte durch den ganzen Flur. »Und ich dachte mir, ey, die ist ja so ein Loser. Aber was will man erwarten, bei so einem Inzest-Bauerntrampel?«

Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern und beugte sich vor. »Ich habe gehört, dass ihre Mom ein etwas zu inniges Verhältnis zu ihren Schweinen hat, wenn ihr wisst, was ich meine.«

Die Mädchen begannen entsetzt zu kichern, während ich innerlich fast ausflippte. Doch Robbie hielt meine Hand fest und zog mich weiter. Ich hörte, wie er etwas vor sich hin murmelte, und dann spürte ich eine Art Vibration in der Luft, wie ein Donner ohne Ton.

Hinter uns begann Angie zu schreien.

Ich versuchte mich umzudrehen, aber Robbie zerrte mich weiter und schob uns durch die Menge, während die anderen Schüler ihre Köpfe zu dem Geschrei umwandten. Für den Bruchteil einer Sekunde konnte ich erkennen, wie Angie ihre Nase mit den Händen bedeckte, und ihre Schreie klangen immer mehr wie das Quieken eines Schweins.

Der Wechselbalg

Die Busfahrt nach Hause verlief schweigend, zumindest was Robbie und mich betraf. Zum Teil lag das daran, dass ich keine Aufmerksamkeit erregen wollte, doch vor allem ging mir so viel durch den Kopf.

Wir saßen ganz hinten auf der letzten Bank, und ich hatte mich ans Fenster gedrückt, sodass ich die Bäume anstarren konnte, die vorbeizogen. Mein iPod lief, und ich hatte die Musik richtig laut gestellt, was aber nur ein Vorwand war, um nicht reden zu müssen.

Angies schweineartige Schreie dröhnten mir immer noch in den Ohren. Das war wahrscheinlich das Schrecklichste gewesen, was ich je gehört hatte, und obwohl sie ein gemeines Miststück war, fühlte ich mich irgendwie schuldig. Ich zweifelte nicht daran, dass Robbie irgendetwas damit zu tun hatte, auch wenn ich es nicht beweisen konnte. Genau genommen hatte ich sogar Angst davor, das Thema anzusprechen. Robbie schien auf einmal ein ganz anderer Mensch zu sein. Er war still und grüblerisch und beobachtete die anderen Leute im Bus wie ein lauerndes Raubtier. Er verhielt sich seltsam – seltsam und unheimlich –, und ich fragte mich, was wohl mit ihm los war.

Dann war da noch dieser eigenartige Traum, bei dem ich langsam nicht mehr sicher war, ob es überhaupt ein Traum gewesen war. Je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir, dass die vertraute Stimme, die mit der Krankenschwester gesprochen hatte, Robbies Stimme gewesen war.

Irgendetwas ging hier vor sich, etwas Seltsames, Unheimliches und Angsteinflößendes, doch das Erschreckendste daran war, dass es ein normales, vertrautes Gesicht trug. Verstohlen musterte ich Robbie. Wie gut kannte ich ihn eigentlich, also, so richtig? Wir waren befreundet, seit ich denken konnte, und trotzdem war ich noch nie bei ihm zu Hause gewesen oder hatte seine Eltern kennengelernt. Wenn ich mal vorgeschlagen hatte, dass wir uns ja bei ihm treffen könnten, hatte er immer irgendeine Ausrede gehabt: Seine Eltern wären nicht da oder die Küche würde gerade renoviert – eine Küche, die ich noch nie gesehen hatte. Das war schon eigenartig, aber noch befremdlicher fand ich, dass ich mich nie darüber gewundert hatte, es nie hinterfragt hatte, bis heute.

Robbie war einfach *da*, als wäre er aus dem Nichts erschienen, ohne Zusammenhang, ohne Zuhause, ohne Vergangenheit. Welche Musik hörte er am liebsten? Hatte er Ziele, die er in seinem Leben erreichen wollte? War er schon einmal verliebt gewesen?

Überhaupt nicht, flüsterte mir mein Verstand beunruhigenderweise zu. *Du kennst ihn überhaupt nicht*. Der Gedanke ließ mich frösteln.

Ich sah wieder aus dem Fenster. Der Bus hielt an einer Kreuzung, und ich stellte fest, dass wir die Vororte mittlerweile hinter uns gelassen hatten und auf dem Weg in die Wildnis waren. Mein Zuhause. Der Regen prasselte immer noch gegen die Scheiben und ließ das sumpfige Marschland verschwimmen. Die Bäume waren nichts als unscharfe schwarze Schatten.

Ich blinzelte und setzte mich auf. Draußen im Sumpf stand unter den Zweigen einer riesigen Eiche ein Pferd mit Reiter – so reglos wie die Bäume ringsum. Es war ein riesiges schwarzes Pferd, dessen Schweif und Mähne im Wind flatterten, obwohl sie völlig durchnässt sein mussten. Der Reiter war groß und schlank, ganz in Silber und Schwarz gekleidet. Ein schwarzes Cape bauschte sich um seine Schultern. Durch den Regen konnte ich sein Gesicht nicht wirklich sehen, aber er war jung, blass, verdammt hübsch ... und starrte mich direkt an. Mein Magen krampfte sich zusammen, und ich hielt erschrocken den Atem an.

»Rob«, murmelte ich und nahm die Kopfhörer ab, »sieh dir das ...«

Robbies Gesicht war nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. Er starrte aus dem Fenster, seine Augen zu grünen Schlitzen verengt. Sein Blick war hart und gefährlich. Plötzlich hatte ich ein ungutes Gefühl und lehnte mich möglichst weit von ihm weg, doch er bemerkte es gar nicht. Seine Lippen bewegten sich, und er flüsterte ein Wort, so leise, dass ich es fast nicht verstanden hätte, obwohl wir so eng aufeinanderhockten.

»Ash.«

»Ash?«, wiederholte ich. »Wer ist Ash?«

Ruckelnd fuhr der Bus wieder an. Robbie lehnte sich zurück, sein Gesicht so ausdruckslos wie in Stein gehauen. Ich schluckte und warf noch einen Blick aus dem Fenster, doch der Platz unter der Eiche war leer. Pferd und Reiter waren verschwunden, als hätten sie nie existiert.

Alles wurde immer unheimlicher.

»Wer ist Ash?«, wiederholte ich und drehte mich zu Robbie um, der in seiner eigenen Welt versunken zu sein schien. »Robbie? Hey!« Ich stieß ihn an.

Er zuckte zusammen und sah mich endlich an.

»Wer ist Ash?«

»Ash?« Einen Moment lang funkelten seine Augen gefährlich, und er erinnerte mich an einen Wildhund. Dann blinzelte er und war wieder er selbst. »Oh, er ist nur ein alter Freund von mir, aber das ist eine Ewigkeit her. Zerbrich dir darüber nicht den Kopf, Prinzessin.«

Seine Worte legten sich auf eine eigenartige Weise über mich, als wollte er mich dazu bringen, das Ganze zu vergessen, nur weil er es verlangte. Kurz spürte ich Ärger in mir aufsteigen, weil er mir offenbar etwas verschwiegen, doch der verflog schnell, weil ich mich plötzlich nicht mehr daran erinnern konnte, worüber wir gesprochen hatten.

An unserer Haltestelle sprang Robbie auf, als würde sein Sitz brennen, und stürzte aus dem Bus. Sein plötzlicher Abgang verwirrte mich zwar, doch ich verstaute erst sorgfältig meinen iPod im Rucksack, bevor ich ausstieg. Ich wollte auf keinen Fall, dass das teure Ding nass wurde.

»Ich muss weg«, verkündete Robbie, als ich schließlich neben ihm auf der Straße stand. Seine grünen Augen wanderten über die Bäume, als erwarte er, dass etwas aus dem Wald hervorbrechen würde.

Ich sah mich um, aber bis auf ein paar Vögel, die über unseren Köpfen zwitscherten, war der Wald friedlich und still.

»Ich ... äh ... ich habe daheim etwas vergessen.« Er wandte sich mir zu und schenkte mir einen entschuldigenden Blick. »Wir sehen uns heute Abend, Prinzessin? Ich bringe dann den Champagner mit, okay?«

»Oh.« Das hatte ich ganz vergessen. »Klar.«

»Lauf direkt nach Hause, ja?« Robbie kniff die Augen zusammen und sah mich eindringlich an. »Bleib nicht stehen und rede mit niemandem, alles klar?«

Ich lachte nervös. »Wer bist du, meine Mom? Willst du mir jetzt auch noch erzählen, dass ich nicht mit Streichhölzern spielen darf und immer nach links und rechts schauen soll, bevor ich die Straße überquere?« Robbie grinste und wirkte dadurch wieder wesentlich norma-

ler. »Außerdem, wem sollte ich hier draußen in der Pampa schon begegnen?« Plötzlich tauchte der Junge auf dem Pferd vor meinem inneren Auge auf, und mein Magen machte wieder diesen komischen Purzelbaum. Wer war er? Und warum konnte ich nicht aufhören, an ihn zu denken – falls er überhaupt existierte? Das war alles echt seltsam. Wäre da nicht Robbies sonderbare Reaktion im Bus gewesen, hätte ich den Jungen wohl für eine meiner verrückten Halluzinationen gehalten.

»Na, dann.« Robbie hob die Hand und schenkte mir ein spitzbübisches Lächeln. »Bis später, Prinzessin. Und pass auf, dass dich Leatherface nicht auf dem Heimweg erwischt.«

Ich holte zu einem Tritt aus. Er sprang lachend zur Seite und spurtete dann die Straße hinunter. Ich warf mir den Rucksack über die Schulter und marschierte unsere Auffahrt hinauf.

»Mom?«, rief ich, als ich die Haustür aufriss. »Mom, ich bin zu Hause!«

Stille schlug mir entgegen. Sie hallte von den Wänden und dem Boden wider und hing schwer in der Luft. Die Stille war fast wie ein Lebewesen, das mitten im Raum hockte und mich aus kalten Augen anstarrte. Mein Puls beschleunigte sich und schlug unregelmäßig. Irgendetwas stimmte hier nicht.

»Mom?«, rief ich erneut und wagte mich ins Haus. »Luke? Irgendjemand zu Hause?«

Die Tür quietschte, als ich mich hineinschlich. Der Fernseher lief, und die Wiederholung irgendeiner uralten Schwarz-Weiß-Sitcom flackerte über den Bildschirm, doch das Sofa davor war leer. Ich schaltete das Gerät aus und ging durch den Flur Richtung Küche.

Im ersten Moment wirkte alles normal, bis auf die Kühlschrantür, die offen stand. Ein kleiner Gegenstand auf dem Boden erregte meine Aufmerksamkeit. Erst dachte ich, es wäre ein schmutziger Putzlappe. Doch als ich genauer hinsah, erkannte ich Floppy, Ethans Hasen. Jemand hatte dem Stofftier den Kopf abgerissen, und aus seinem Hals quoll die Baumwollfüllung hervor.

Als ich mich wieder aufrichtete, hörte ich hinter dem Esstisch ein leises Geräusch. Ich trat um den Tisch herum, und mir wurde so übel, dass mir die Galle hochkam.

Meine Mutter lag mit dem Rücken auf dem Fliesenboden, Arme und Beine von sich gestreckt. Eine Seite ihres Gesichts war mit einer feuchten roten Flüssigkeit verschmiert. Ihre Handtasche, deren Inhalt überall verstreut war, lag neben einer schlaffen weißen Hand. Und über ihr im Türrahmen stand, wie eine neugierige Katze mit schräg gelegtem Kopf, Ethan.

Und er lächelte.

»Mom!«, schrie ich und ließ mich neben ihr auf die Knie fallen. »Mom, bist du okay?« Ich packte sie an der Schulter und schüttelte sie, doch es war, als würde ich einen toten Fisch schütteln.

Ihre Haut war noch warm, also konnte sie nicht tot sein, oder?

Wo zur Hölle ist Luke?

Wieder schüttelte ich sie und sah zu, wie ihr Kopf schlaff hin und her schaukelte. Mir drehte sich der Magen um.

»Mom, wach auf! Kannst du mich hören? Ich bin's, Meghan.«

Panisch sah ich mich um und schnappte mir einen Lappen von der Spüle. Während ich ihr damit das blutige Gesicht abtupfte, wurde mir bewusst, dass Ethan immer noch im Türrahmen stand. Er hatte die blauen Augen jetzt weit aufgerissen und war den Tränen nahe.

»Mommy ist ausgerutscht«, flüsterte er, und da fiel mir die Pfützte aus klarer, schmieriger Flüssigkeit auf, die den Boden vor dem Kühlschrank bedeckte.

Mit zitternden Händen tauchte ich einen Finger hinein und roch daran. *Pflanzenöl? Was zur Hölle ...?* Ich tupfte ihr weiter das Blut vom Gesicht und entdeckte dabei einen kleinen Kratzer an ihrer Schläfe, der unter dem ganzen Blut und ihren Haaren fast nicht zu sehen war.

»Wird sie sterben?«, fragte Ethan, woraufhin ich ihm einen scharfen Blick zuwarf. Seine Augen waren zwar entsetzt geweitet, und es standen Tränen darin, doch er klang vor allen Dingen neugierig.

Ich wandte den Blick von meinem Halbbruder ab. Ich musste Hilfe holen. Luke war nicht da. Es blieb mir also nichts anderes übrig, als einen Krankenwagen zu rufen. Gerade als ich aufstehen wollte, um zu telefonieren, stöhnte Mom und schlug die Augen auf.

Mein Herz machte einen Sprung. »Mom«, seufzte ich erleichtert,

als sie sich mühsam aufrichtete. Sie wirkte noch ziemlich benommen.
»Nicht bewegen. Ich rufe einen Krankenwagen.«

»Meghan?« Blinzelnd schaute Mom sich um. Dann berührte sie mit einer Hand ihre Wange und starrte auf ihre blutigen Fingerspitzen.
»Was ist passiert? Ich ... ich muss hingefallen sein ...«

»Du hast dir den Kopf angeschlagen«, erwiderte ich, stand auf und suchte das Telefon. »Du könntest eine Gehirnerschütterung haben. Bleib liegen, ich rufe dir einen Krankenwagen.«

»Krankenwagen? Nein, nein.« Mom setzte sich auf, sie wirkte jetzt schon klarer. »Das brauchst du nicht, Liebling. Mir geht es gut. Ich werde die Wunde einfach reinigen und ein Pflaster draufkleben. Kein Grund, solche Umstände zu machen.«

»Aber, Mom ...«

»Es geht mir gut, Meg.« Mom nahm den Lappen und fing an, sich das Blut aus dem Gesicht zu wischen. »Tut mir leid, dass du dich erschreckt hast, aber ich bin wirklich okay. Das ist nur Blut, nichts Ernstes. Wir können uns ohnehin keine hohe Arztrechnung leisten.« Plötzlich richtete sie sich auf und sah sich in der Küche um. »Wo ist dein Bruder?«

Überrascht sah ich zur Tür hinüber, aber Ethan war verschwunden.

Moms Proteste halfen nichts mehr, als Luke nach Hause kam. Er warf nur einen Blick auf ihr blasses, von einem Verband umrahmtes Gesicht, tobte und bestand darauf, dass sie ins Krankenhaus fuhren. Luke war verdammt stur und hartnäckig, wenn es sein musste, und so gab Mom schließlich unter seinem Druck nach. Sie rief mir die ganze Zeit noch Anweisungen zu – pass auf Ethan auf, lass ihn nicht zu lange aufbleiben, im Gefrierschrank ist noch Pizza –, während Luke sie in seinen rostigen Ford schob und die Auffahrt hinunterraste.

Nachdem der Transporter um die Ecke gebogen und außer Sicht war, senkte sich wieder diese eisige Stille über das Haus. Zitternd rieb ich mir die Arme, als ich spürte, wie sie ins Zimmer gekrochen kam und ihr Atem meinen Nacken streifte. Das Haus, in dem ich den größten Teil meines Lebens verbracht hatte, wirkte plötzlich fremd und unheimlich, als würde etwas in den Schränken und Ecken lauern, was nur darauf

wartete, mich zu schnappen, wenn ich vorbeikam. Mein Blick fiel auf die zerkrumelten Überreste von Floppy, von denen der Boden übersät war, und aus irgendeinem Grund machte mich der Anblick sehr traurig und jagte mir gleichzeitig Angst ein. Niemand in diesem Haus würde jemals Ethans Lieblingsstofftier zerfetzen. Hier stimmte irgendetwas ganz und gar nicht.

Ich hörte Schritte. Als ich mich umdrehte, stand Ethan im Türrahmen und starrte mich an. Ohne den Hasen im Arm sah er irgendwie komisch aus, und ich fragte mich, warum ihn das gar nicht störte.

»Ich habe Hunger«, verkündete er unvermittelt. »Koch mir was, Meggie.«

Bei seinem fordernden Tonfall runzelte ich die Stirn. »Es ist noch nicht Zeit fürs Abendessen, Zwerg«, erklärte ich und verschränkte die Arme vor der Brust. »Du kannst noch ein paar Stunden warten.«

Seine Augen wurden schmal, und er verzog die Lippen, als wolle er die Zähne fletschen. Einen Moment lang bildete ich mir ein, sie wären klein und spitz.

»Ich habe aber *jetzt* Hunger«, knurrte er und trat einen Schritt vor.

Angst packte mich, und ich wich zurück.

Fast augenblicklich wurde sein Gesichtsausdruck wieder weich, seine Augen rund und flehend. »Meggie, bitte?«, jammerte er. »Bitte? Ich bin so hungrig.« Er zog einen Schmollmund und fügte drohend hinzu: »Mommy hat mir auch nichts zu essen gemacht.«

»Also gut, okay! Wenn du dann die Klappe hältst!« Angst und heiße Scham für diese Angst hatten mich wütend klingen lassen. Angst vor Ethan. Vor meinem dummen, vier Jahre alten Halbbruder. Ich hatte keine Ahnung, wo diese dämonischen Stimmungsschwankungen bei ihm herkamen, aber ich hoffte sehr, dass es nicht der Beginn einer neuen Phase war. Vielleicht war er ja auch nur verstört wegen Moms Unfall. Wenn ich den Schlingel fütterte, würde er hoffentlich einschlafen und mich den Rest des Abends in Ruhe lassen. Ich ging zum Gefrierschrank, nahm die Pizza und schob sie in den Ofen.

Während die Pizza backte, versuchte ich die Öllache vor dem Kühlschrank aufzuwischen. Ich fragte mich, wie das Zeug da überhaupt hingekommen war, vor allem, nachdem ich die leere Flasche im Müll-

eimer entdeckt hatte. Als ich fertig war, roch ich wie eine Fritteuse, und der Boden war immer noch etwas schmierig, aber besser ging's nicht.

Das Quietschen der Backofentür riss mich aus meinen Gedanken. Als ich mich umdrehte, war Ethan gerade dabei, sie aufzuziehen und in den Ofen zu fassen.

»Ethan!« Ich packte sein Handgelenk und riss ihn zurück, ohne auf seine Protestschreie zu achten. »Was machst du denn da, du Idiot? Willst du dich verbrennen oder was?«

»Hunger!«

»Hinsetzen!«, fauchte ich und drückte ihn auf einen Stuhl am Esstisch. Da versuchte er doch glatt, mich zu schlagen, der undankbare Scheißer. Ich widerstand dem Drang, ihm eine Ohrfeige zu verpassen. »Mann, heute bist du aber biestig. Bleib da sitzen und sei still. Ich bringe dir gleich dein Essen.«

Als die Pizza fertig war, fiel er darüber her wie ein wildes Tier, ohne sie abkühlen zu lassen. Völlig perplex verfolgte ich, wie er wie ein ausgehungertes Hund die Stücke verschlang und sich kaum Zeit nahm, zu kauen, bevor er schluckte. Kurz darauf waren sein Gesicht und seine Hände mit Tomatensoße und Käse beschmiert und von der Pizza nicht mehr viel übrig. In weniger als zwei Minuten hatte er alles bis auf den letzten Krümel vertilgt.

Ethan leckte sich die Hände, dann sah er stirnrunzelnd zu mir auf. »Immer noch hungrig.«

»Sicher nicht«, widersprach ich und schüttelte meine Verwunderung ab. »Wenn du jetzt noch etwas isst, wird dir nur schlecht. Geh in dein Zimmer und spiel was.«

Er warf mir einen unheilvollen Blick zu. Seine Haut schien dunkler zu werden und runzlig, als würde sie sich über seinem Babyspeck zusammenziehen. Ohne Vorwarnung sprang er von seinem Stuhl auf, rannte auf mich zu und grub seine Zähne in mein Bein.

»Aaah!« Der Schmerz fuhr wie ein Stromschlag durch meinen Unterschenkel. Ich packte ihn an den Haaren und versuchte, seine Zähne aus meiner Haut zu lösen, aber er klebte an mir wie ein Blutegel und biss nur noch fester zu. Es fühlte sich an, als würden sich Glasscherben in

mein Bein bohren. Tränen traten mir in die Augen, und meine Knie drohten wegzuknicken, so groß war der Schmerz.

»Meghan!«

Robbie stand in der Tür. Er trug einen Rucksack über der Schulter, und seine grünen Augen waren vor Schreck weit aufgerissen.

Ethan ließ von mir ab und fuhr ruckartig herum. Seine Lippen waren blutverschmiert. Als er Robbie sah, zischte er und – man kann es nicht anders sagen – *trippelte* von uns weg und verschwand die Treppe hinauf.

Ich zitterte so heftig, dass ich mich erst mal aufs Sofa setzen musste. Mein Bein pochte, und mein Atem ging stoßweise. Leuchtend rotes Blut quoll durch meine Jeans wie eine sich langsam öffnende Blüte. Verstört betrachtete ich es, während sich Taubheit in meinen Gliedern ausbreitete. Ich war starr vor Schreck.

Robbie war mit drei Schritten bei mir und kniete sich neben mich. Entschlossen begann er, mein Hosenbein hochzukrempeln, als hätte er das schon öfter gemacht.

»Robbie«, flüsterte ich, während er weitermachte, wobei seine langen Finger erstaunlich sanft vorgingen. »Was ist hier los? Das ist doch völlig verrückt. Ethan hat mich angegriffen wie ... wie ein tollwütiger Hund.«

»Das war nicht dein Bruder«, murmelte Robbie, als er den Stoff zurückschob und die blutverschmierte Stelle unter meinem Knie freilegte. Ein Halbkreis aus eingerissenen Stichwunden verunstaltete mein Bein. Blut sickerte heraus, und die Haut rund um die Wunden lief bereits violett an. Rob pfiff leise. »Übel. Warte hier, ich bin gleich wieder da.«

»Als würde ich so irgendwohin gehen«, erwiderte ich automatisch, doch dann wurde mir bewusst, was er zuvor gesagt hatte. »Moment mal. Was meinst du damit, dass das nicht Ethan war? Wer zur Hölle soll es sonst gewesen sein?«

Rob ignorierte mich. Er öffnete seinen Rucksack und zog eine schlanke grüne Flasche und einen winzigen Kristallbecher hervor. Verwundert runzelte ich die Stirn. Was hatte er denn jetzt mit dem Champagner vor? Ich war verletzt, hatte Schmerzen, und mein kleiner Bruder hatte sich gerade in ein Monster verwandelt. Mir war jetzt ganz bestimmt nicht nach Feiern zumute.

Äußerst vorsichtig goss Robbie Champagner ein und kam zu mir zurück, wobei er darauf achtete, keinen einzigen Tropfen zu verschütten.

»Hier!« Er reichte mir den kleinen Becher, der in seiner Hand funkelte. »Trink das. Wo finde ich Handtücher?«

Misstrauisch nahm ich den Becher. »Im Badezimmer. Aber nimm nicht die weißen, das sind Moms gute Handtücher.«

Während Robbie sich auf die Suche machte, starrte ich in den winzigen Becher. Das reichte ja kaum für einen Schluck. Und es sah nicht aus wie Champagner, fand ich. Ich hatte etwas mit Kohlensäure erwartet, klar oder leicht rosa, das im Glas perlte. Die Flüssigkeit in diesem Becher war tiefrot, wie Blut. Von der Oberfläche stieg ein wenig Dampf auf, der über dem Becher waberte.

»Was ist das?«

Robbie, der gerade mit einem weißen Handtuch aus dem Bad zurückkam, verdrehte die Augen. »Musst du immer alles hinterfragen? Es wird dir dabei helfen, die Schmerzen zu vergessen. Jetzt trink schon.«

Ich schnüffelte vorsichtig und erwartete einen Duft nach Rosen oder Beeren, irgendeinen süßen Geruch in Verbindung mit Alkohol.

Es roch nach nichts. Nach überhaupt nichts.

Na gut. Ich hob den Becher wie zu einem Trinkspruch. »Alles Gute für mich.«

Der Wein lief durch meinen Mund und überflutete meine Sinne. Er schmeckte nach nichts und gleichzeitig nach allem. Nach Zwielflicht und Nebel, Mondschein und Raureif, Leere und Sehnsucht. Der Raum begann sich zu drehen, und ich sank zurück auf das Sofa. Das Denken fiel mir schwer, die Realität verschwamm, und ein lähmender Nebel hüllte mich ein. Mir war übel, und gleichzeitig war ich hundemüde.

Als sich meine Sinne klärten, wickelte Robbie gerade einen Verband um mein Bein. Wobei ich mich nicht daran erinnern konnte, wie er die Wunde gereinigt oder versorgt hatte. Ich fühlte mich erschöpft und benommen, als hätte jemand eine Decke über meine Gedanken gelegt, und es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren.

»So«, meinte Robbie und richtete sich auf. »Das war's. Wenigstens wird das Bein jetzt nicht abfallen.« Er musterte mich abschätzend und fragte besorgt: »Wie fühlst du dich, Prinzessin?«

»Äh ...«, erwiderte ich nicht gerade vor Scharfsinn sprühend und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Da war etwas, woran ich mich erinnern sollte, etwas Wichtiges. Warum hatte Robbie mein Bein verbunden? Hatte ich mich irgendwie verletzt?

Ruckartig setzte ich mich auf.

»Ethan hat mich gebissen!«, rief ich, erneut fassungslos und wütend. Ich wandte mich an Robbie. »Und du ... du hast gesagt, das sei gar nicht Ethan gewesen! Wie hast du das gemeint? Was läuft hier?«

»Entspann dich, Prinzessin.« Robbie warf das blutige Handtuch auf den Boden und ließ sich auf einen Hocker sinken. Er seufzte schwer. »Ich hatte gehofft, dass es nicht so weit kommen würde. Mein Fehler, schätze ich. Ich hätte dich heute nicht allein lassen dürfen.«

»Wovon redest du?«

»Du solltest das nicht sehen, nichts davon«, fuhr Robbie fort und verwirrte mich damit nur noch mehr. Er schien eher mit sich selbst zu sprechen als mit mir. »Dein *Blick* war schon immer stark, was nicht weiter verwunderlich ist. Allerdings habe ich nicht gedacht, dass sie auch hinter deiner Familie her sind. Das ändert natürlich alles.«

»Rob, wenn du mir nicht sofort sagst, was los ist ...«

Robbie sah mich an. In seinen Augen lag ein wildes, verschmitztes Funkeln. »Es dir sagen? Bist du sicher?« Seine Stimme klang jetzt gefährlich sanft und verursachte mir eine Gänsehaut. »Wenn du einmal anfängst, die Dinge zu sehen, wirst du nicht wieder aufhören können. Manche Leute wurden durch zu viel Wissen schon in den Wahnsinn getrieben.« Er seufzte, und seine Miene verlor jede Bedrohlichkeit. »Ich will nicht, dass dir das passiert, Prinzessin. Weißt du, es muss nicht so sein. Ich kann dafür sorgen, dass du das alles vergisst.«

»Vergessen?«

Er nickte und hielt die Weinflasche hoch. »Das ist Nebelwein. Du hast nur einen Schluck gehabt. Ein ganzer Becher, und alles ist wieder beim Alten.« Er balancierte die Flasche auf zwei Fingern und sah zu, wie sie vor und zurück schwankte. »Ein Becher, und du bist wieder normal. Das Verhalten deines Bruders wird dir nicht mehr komisch vorkommen, und du wirst dich an nichts Seltsames oder Unheimliches erinnern können. Du weißt doch, was man sagt – Unwissenheit ist ein Segen, richtig?«

Trotz meines Unbehagens fühlte ich Wut in mir aufsteigen. »Du willst also, dass ich dieses ... dieses Zeug trinke und das mit Ethan vergesse. Meinen einzigen Bruder einfach vergesse. Das willst du mir damit doch sagen, oder?«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Na ja, wenn du es so ausdrückst ...«

Die Wut wurde rasend heiß und brannte meine Angst weg. Ich ballte die Fäuste. »Auf keinen Fall werde ich Ethan vergessen! Er ist mein Bruder! Bist du wirklich so unmenschlich oder einfach nur dämlich?«

Überraschenderweise erschien ein breites Grinsen auf seinem Gesicht. Er ließ die Flasche fallen, fing sie noch in der Luft ab und stellte sie auf den Boden. »Eher Ersteres«, erklärte er sanft.

Das brachte mich aus dem Konzept. »Was?«

»Unmenschlich.« Er grinste immer noch übers ganze Gesicht, sodass seine Zähne im Dämmerlicht schimmerten. »Ich habe dich gewarnt, Prinzessin. Ich bin nicht wie du. Und dein Bruder auch nicht mehr.«

Obwohl die Angst wieder in meinem Magen rumorte, beugte ich mich gespannt vor. »Ethan? Was soll das heißen? Was ist mit ihm?«

»Das war nicht Ethan.« Robbie lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Das Ding, das dich heute angegriffen hat, ist ein Wechselbalg.«

Puck

Ich starrte Robbie fassungslos an und fragte mich, ob das wieder einer seiner blöden Scherze war. Doch er saß nur ruhig da und beobachtete meine Reaktion. Obwohl er immer noch schief grinste, war sein Blick ernst. Er scherzte nicht.

»W-Wechselbalg?«, stotterte ich schließlich und starrte ihn an, als sei er geisteskrank. »Ist das nicht ein ... ein ...«

»Feenwesen«, beendete Robbie den Satz für mich. »Ein Wechselbalg ist ein Feensprössling, der mit einem menschlichen Kind vertauscht wurde. Normalerweise ist es ein Troll oder ein Kobold, doch es gab auch schon Fälle, in denen die Sidhe – adelige Feen – den Tausch vorgenommen haben. Dein Bruder wurde ausgetauscht. Dieses Ding ist genauso wenig Ethan wie du oder ich.«

»Du bist verrückt«, flüsterte ich. Säße ich nicht auf dem Sofa, wäre ich jetzt langsam in Richtung Tür vor ihm zurückgewichen. »Du bist völlig wahnsinnig. Vielleicht solltest du weniger Mangas lesen, Rob. So etwas wie Feenwesen gibt es nicht.«

Robbie seufzte. »Wirklich? Das ist also deine Meinung? Wie vorhersehbar.« Er lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. »Von dir hätte ich mehr erwartet, Prinzessin.«

»Mehr? Von *mir*?«, schrie ich und sprang auf. »Hör dir doch mal selbst zu! Erwartest du etwa, ich glaube, dass mein Bruder irgend so eine Elfe ist, mit Glitzerstaub und Schmetterlingsflügeln?«

»Mach dich nicht lächerlich«, tadelte Robbie mich milde. »Du hast ja keine Ahnung, wovon du redest. Du denkst an *Tinker Bell*, eine typisch menschliche Reaktion auf das Wort *Fee*. Die echten Feenwesen sind nicht so.« Er zögerte. »Na ja, außer den Blumenelfen natürlich, aber das ist eine andere Geschichte.«

Ich schüttelte den Kopf, meine Gedanken überschlugen sich. »Ich kann mich jetzt nicht damit befassen«, murmelte ich und wich vor ihm zurück. »Ich muss nach Ethan sehen.«

Robbie zuckte mit den Schultern, lehnte sich gegen die Wand und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Ich warf ihm noch einen letzten Blick zu, dann rannte ich die Treppe hinauf und öffnete die Tür zu Ethans Zimmer.

Drinne herrschte Chaos. Ein Kriegsschauplatz aus zerstörten Spielsachen, Büchern und verstreuten Klamotten. Ich suchte nach Ethan, doch das Zimmer schien leer zu sein. Bis ich ein kratzendes Geräusch hörte, das unter seinem Bett hervordrang.

»Ethan?« Ich kniete mich hin, schob kaputte Actionfiguren und zerbrochene Baukastenteile zur Seite und spähte in den Spalt zwischen Matratze und Boden. Im tiefsten Schatten entdeckte ich eine kleine Gestalt, die sich mit dem Rücken zu mir in eine Ecke drückte. Sie zitterte.

»Ethan«, rief ich leise. »Bist du okay? Warum kommst du nicht mal kurz raus? Ich bin nicht böse auf dich.« Okay, das war gelogen, aber eigentlich war ich eher bestürzt als sauer. Am liebsten wollte ich Ethan nach unten schleifen und beweisen, dass er kein Troll oder Wechselbalg oder sonst was war, wie Robbie behauptet hatte.

Die Gestalt bewegte sich, und Ethans Stimme drang unter dem Bett hervor. »Ist der unheimliche Mann noch da?«, fragte er ängstlich.

Vielleicht hätte ich sogar Mitleid mit ihm gehabt, wenn mein Bein nicht so wehgetan hätte. »Nein«, log ich, »er ist weg. Du kannst rauskommen.«

Ethan rührte sich nicht, was mich noch mehr reizte.

»Das ist doch lächerlich, Ethan. Jetzt komm schon raus!« Ich schob den Kopf unter das Bett und streckte die Hand nach ihm aus.

Ethan fuhr zischend zu mir herum. Seine Augen flackerten gelb, und er schnappte nach meinen Fingern. Ich riss die Hand gerade noch rechtzeitig zurück, als seine Zähne, die gezackt und spitz waren wie die eines Hais, mit einem schrecklichen Geräusch aufeinanderschlugen. Ethan fauchte. Seine Haut war bläulich wie die eines ertrunkenen Babys, und seine gefletschten Zähne blitzten in der Dunkelheit. Kreischend krabbelte ich rückwärts, wobei sich Legosteine und Bauklötze in meine Handflächen bohrten. Als ich an die Zimmerwand stieß, sprang ich auf, wirbelte herum und flüchtete durch die Tür – und prallte prompt mit Robbie zusammen, der davor stand.

Er packte meine Schultern, während ich hysterisch weiterschrie, und ohne wirklich zu realisieren, was ich tat, nach ihm schlug. Er ließ die Attacke wortlos über sich ergehen und hielt mich einfach nur fest, bis ich zusammensackte und den Kopf an seine Brust drückte. Und er hielt mich weiter, während ich meiner Angst und Wut schluchzend Luft machte.

Irgendwann versiegteten die Tränen, und ich fühlte mich nur noch leer und erschöpft. Schniefend trat ich zurück und rieb mir zitternd die Augen. Robbie stand immer noch ganz ruhig da, sein T-Shirt nass von meinen Tränen. Ethans Zimmertür war geschlossen, aber ich konnte durch das Holz gedämpftes Rumpeln und ein gackerndes Lachen hören.

Zitternd sah ich zu Robbie auf. »Ethan ist also wirklich verschwunden?«, flüsterte ich. »Er hat sich nicht einfach irgendwo versteckt? Er ist weg?«

Robbie nickte ernst.

Ich sah zu Ethans Zimmertür hinüber und biss mir auf die Lippe. »Wo ist er jetzt?«

»Wahrscheinlich im Feenland.«

Das kam so selbstverständlich, dass ich fast gelacht hätte, weil das Ganze so absurd klang. Ethan war von Feen geraubt und durch einen fiesen Doppelgänger ersetzt worden. *Feen* hatten meinen Bruder entführt. Fast hätte ich mich gezwickt, um herauszufinden, ob das alles nur ein wirrer Traum oder eine Halluzination war. Vielleicht war ich ja total betrunken auf dem Sofa eingeschlafen. Einem Impuls folgend, biss ich mir fest in die Wange. Der stechende Schmerz und der Geschmack von Blut verrieten mir, dass alles tatsächlich real war.

Ich sah Robbie an, und sein ernster Gesichtsausdruck erstickte die letzten Zweifel. Ein mulmiges Gefühl breitete sich in meinem Magen aus, mir wurde übel, und ich hatte Angst.

»Dann ...« Ich schluckte und zwang mich, ruhig zu bleiben. Okay, Ethan war also von Feen entführt worden. Damit würde ich fertigwerden müssen. »Was machen wir jetzt?«

Robbie zuckte eine Schulter. »Das hängt ganz von dir ab, Prinzessin. Es gibt Menschenfamilien, die Wechselbälger als ihre eigenen Kinder aufgezogen haben. Allerdings wissen sie normalerweise nichts von der wahren Natur des Kindes. Wenn man sie füttert und ansonsten in Ruhe lässt, leben sie sich meist ohne allzu große Probleme in ihrem neuen Heim ein. Am Anfang sind Wechselbälger die reinste Pest, aber die meisten Familien gewöhnen sich an sie.« Robbie grinste, doch es war eher ein Versuch, die Stimmung zu heben, als echte Belustigung. »Mit etwas Glück werden deine Leute denken, dass er eine verspätete schlimme Trotzphase durchmacht.«

»Robbie, das Ding hat mich gebissen und wohl auch dafür gesorgt, dass Mom in der Küche ausgerutscht und gestürzt ist. Das ist mehr als nervig, das ist gefährlich!« Ich starrte auf Ethans geschlossene Tür und schauderte. »Ich will, dass es verschwindet. Ich will meinen Bruder zurückhaben. Wie können wir es loswerden?«

Robbie wurde sachlich, doch er schien sich nicht ganz wohl in seiner Haut zu fühlen. »Na ja, es gibt Möglichkeiten, wie man einen Wechselbalg loswerden kann. Eine alte Methode besteht darin, in Eierschalen Bier zu brauen oder Eintopf zu kochen, um den Wechselbalg dazu zu bringen, dass er sich darüber auslässt, wie seltsam das ist.

Aber das hat man nur bei vertauschten Babys gemacht. Da Babys

eigentlich zu jung sind, um sprechen zu können, wussten die Eltern, dass es ein Wechselbalg war, und die wahren Eltern mussten ihn zurücknehmen. Ich glaube nicht, dass das bei älteren Kindern wie deinem Bruder funktioniert.«

»Na klasse. Gibt es noch andere Möglichkeiten?«

»Ähm, eine andere Möglichkeit wäre, den Wechselbalg halb tot zu prügeln, bis seine Schreie die Feeneltern dazu zwingen, das echte Kind zurückzugeben. Abgesehen davon könnte man ihn noch in den Ofen stecken und bei lebendigem Leib rösten ...«

»Stopp.« Mir wurde schlecht. »So etwas kann ich nicht tun, Robbie. Ich kann es einfach nicht. Es muss einen anderen Weg geben.«

»Na ja ...« Robbie zögerte und kratzte sich nachdenklich im Nacken. »Die einzige verbleibende Möglichkeit wäre dann, ins Feenland zu reisen und ihn zurückzuholen. Bringt man das echte Kind in sein Heim zurück, wird der Wechselbalg dadurch vertrieben. Aber ... « Er verstummte, so als hätte er noch etwas sagen wollen, es sich dann jedoch anders überlegt.

»Aber was?«

»Aber ... du hast keine Ahnung, wer deinen Bruder entführt hat. Und solange du das nicht weißt, wirst du nur ziellos herumlaufen. Und nebenbei bemerkt: Im Feenland ziellos herumzulaufen ist eine sehr, sehr schlechte Idee.«

Ich kniff die Augen zusammen. »Ich weiß vielleicht nicht, wer ihn entführt hat«, stimmte ich ihm zu und sah Robbie durchdringend an, »aber du schon.«

Robbie scharrte nervös mit den Füßen. »Ich hab so eine Ahnung.«

»Wer?«

»Wie gesagt, es ist nur eine Vermutung. Ich könnte mich irren. Wir sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen.«

»Robbie!«

Er seufzte. »Der Dunkle Hof.«

»Der was?«

»Der Dunkle Hof«, wiederholte Robbie. »Der Hof von Mab, der Königin von Luft und Finsternis. Die Erzfeinde von König Oberon und Königin Titania. Sehr mächtig. Sehr niederträchtig.«

»Moment, Moment, warte mal.« Ich hob abwehrend die Hände. »Oberon? Titania? Wie in Shakespeares *Sommernachtstraum*? Sind das nicht nur alte Sagengestalten?«

»Alt, ja«, erwiderte Robbie, »Sagengestalten, nein. Die Hohen Feen sind unsterblich. Diejenigen, über die Lieder, Balladen und Geschichten geschrieben werden, sterben niemals. Glaube, Verehrung, Fantasie: Wir wurden aus den Träumen und Ängsten der Sterblichen geboren, und solange man sich an uns erinnert – und sei es nur ansatzweise –, werden wir existieren.«

»Du sagst ständig *wir*«, stellte ich fest. »Als wärst du auch eine von diesen unsterblichen Feengestalten. Als wärst du einer von ihnen.« Robbie lächelte. Es war ein stolzes, etwas spitzbübisches Lächeln, und ich schluckte. »Wer bist du?«

»Na ja.« Robbie zuckte mit den Schultern, versuchte bescheiden zu wirken und versagte dabei kläglich. »Wenn du den *Sommernachtstraum* gelesen hast, wirst du dich vielleicht an mich erinnern. Da gab es diesen unglücklichen und völlig ungeplanten Zwischenfall, wo ich jemandem einen Eselskopf verpasst und dann dafür gesorgt habe, dass sich Titania in ihn verliebt.«

In Gedanken ging ich das Stück durch. Ich hatte es in der siebten Klasse gelesen, aber den Großteil der Handlung wieder vergessen. Es gab so viele Figuren, so viele Namen, und dieses ständige Ver- und Entlieben der Leute war einfach lächerlich. Ein paar der menschlichen Namen fielen mir ein: Hermia, Helena, Demetrius. Bei den Feen gab es Oberon, Titania und ...

»Scheiße«, flüsterte ich und ließ mich fassungslos rückwärts gegen die Wand sinken. Plötzlich sah ich Robbie mit ganz neuen Augen. »Robbie Goodfell. Robin ... Du bist Robin Goodfellow.«

Robbie grinste. »Nenn mich Puck.«

Puck. *Der Puck* stand bei mir im Flur.

»Nie im Leben«, flüsterte ich und schüttelte den Kopf. Das war Robbie, mein bester Freund. Ich hätte doch gewusst, wenn er ein uraltes Feenwesen gewesen wäre.

Oder?

Erschreckenderweise kam es mir immer wahrscheinlicher vor, je länger ich darüber nachdachte. Ich hatte noch nie Robbies Haus gesehen, geschweige denn seine Eltern. Die Lehrer liebten ihn, auch wenn er nie einen Strich für die Schule machte und die meisten Stunden einfach verpennte. Und seltsame Dinge passierten, wenn er in der Nähe war: In Pulten tauchten Mäuse und Frösche auf, oder Namen wurden auf Klassenarbeiten vertauscht. Obwohl Robbie Goodfell diese Vorfälle zum Totlachen fand, fiel der Verdacht nie auf ihn.

»Nie«, murmelte ich und wich langsam in Richtung meines Zimmers zurück. »Das ist unmöglich. Puck ist eine Sagengestalt, eine Märchenfigur. Das glaube ich nicht.«

Robbie schenkte mir wieder dieses unheimliche Lächeln. »Tja, Prinzessin, dann sollte ich dich unbedingt davon überzeugen.«

Er hob die Arme, als wolle er sich in die Luft erheben. Unten öffnete sich quietschend die Haustür, und ich hoffte nur, dass Mom und Luke noch nicht zurückkamen.

Tja, Mom, Ethan hat sich in ein Monster verwandelt, und mein bester Freund hält sich für eine Fee. Und wie war dein Tag?

Ein riesiger schwarzer Vogel schoss durch den Flur auf uns zu. Ich zog mit einem Schrei den Kopf ein, als der Rabe – oder die Krähe oder was auch immer das für ein Vogel war – direkt auf Robbie zuhielt und sich auf seinem Arm niederließ. Die beiden sahen mich mit funkelnden Augen an, und Robbie lächelte.

Ein Windstoß folgte, und auf einmal war die Luft erfüllt von kreischenden schwarzen Vögeln, die durch die offene Tür hereinflatterten. Ich duckte mich keuchend, als die Raben wie eine Wolke den Flur erfüllten. Ihre krächzenden Schreie waren ohrenbetäubend. Sie kreisten um Robbie, ein Wirbel aus schlagenden Flügeln und scharfen Krallen, und zerrten mit ihren Klauen und Schnäbeln an ihm. Überall flogen Federn, und Robbie verschwand in der brodelnden Masse. Dann, plötzlich, zerstreuten sich die Vögel, flogen durch die offene Tür davon und waren so schnell verschwunden, wie sie gekommen waren. Als der letzte Vogel hinausglitt, schlug die Tür hinter ihm zu, und es breitete sich Stille aus. Ich hielt den Atem an und sah mich nach Robbie um.

Er war weg. Nur etwas Staub und ein Kreis aus schwarzen Federn waren an der Stelle zurückgeblieben, wo er gerade noch gestanden hatte.

Das war zu viel. Ich spürte, wie sich mein Verstand verabschiedete. Mit einem erstickten Schrei fuhr ich herum, rannte in mein Zimmer und schlug die Tür hinter mir zu. Ich schlüpfte ins Bett und zog mir zitternd das Kissen über den Kopf, in der Hoffnung, dass alles wieder normal sein würde, wenn ich aufwachte.

Die Zimmertür öffnete sich, und ich hörte Flügel schlagen. Ich wollte nicht hinsehen und wickelte mich fester in meine Decke. Ich wollte nur noch, dass dieser Albtraum endlich ein Ende hatte. Dann hörte ich ein Seufzen und Schritte.

»Ich habe versucht, dich zu warnen, Prinzessin.«

Ich spähte unter der Decke hervor. Da stand Robbie und sah mit einem gequälten Lächeln auf mich herunter. Bei seinem Anblick verspürte ich gleichzeitig Erleichterung, Wut und Angst. Ich warf die Decke zurück, setzte mich auf und starrte ihn aus zusammengekniffenen Augen an. Robbie schob nur die Hände in die Hosentaschen und stand ruhig da, als erwarte er weitere Einwände von mir.

»Und du bist wirklich Puck?«, fragte ich schließlich. »Der Puck? Der aus den Geschichten?«

Robbie/Puck machte eine angedeutete Verbeugung. »Der einzig wahre.«

Mein Herz schlug immer noch wie wild. Ich holte tief Luft, um mich zu beruhigen, und starrte den Fremden in meinem Zimmer an. Ich war völlig durcheinander und hatte keine Ahnung, was ich empfinden sollte. Schließlich entschied ich mich für Wut: Robbie war jahrelang mein Freund gewesen und hatte es nie für nötig gehalten, mir sein Geheimnis anzuvertrauen.

»Das hättest du wirklich auch mal früher sagen können«, meckerte ich und versuchte, nicht zu verletzt zu klingen. »Ich hätte dein Geheimnis für mich behalten.«

Er grinste nur und zog eine Augenbraue hoch, was mich noch wütender machte.

»Schön. Dann geh doch zurück ins Feenland oder wo auch immer du

hergekommen bist. Bist du nicht eigentlich Oberons Hofnarr oder so was? Warum hängst du dann ewig bei *mir* rum?»

»Das tut weh, Prinzessin.« Robbie klang allerdings kein bisschen verletzt. »Und das, nachdem ich gerade beschlossen hatte, dir dabei zu helfen, deinen Bruder zurückzuholen.«

Meine Wut war augenblicklich verflogen, stattdessen kehrte die Angst zurück. Bei dem ganzen Gerede über Feenwesen und Unsterbliche hatte ich Ethan fast vergessen.

Ich begann zu zittern, während sich mein Magen zu einem kleinen Klumpen zusammenkrampfte. Das alles kam mir immer noch vor wie ein Albtraum. Aber Ethan war wirklich verschwunden, und Feen waren real. Das musste ich jetzt akzeptieren. Robbie sah mich erwartungsvoll an. Eine schwarze Feder löste sich aus seinen Haaren und segelte auf mein Bett. Vorsichtig hob ich sie auf und drehte sie zwischen den Fingern. Sie fühlte sich echt an.

»Wirst du mir wirklich helfen?«, flüsterte ich.

Er warf mir einen frechen Blick zu, und ein amüsiertes Lächeln umspielte seine Lippen. »Kennst du einen Zugang zur Feenwelt?«

»Nein.«

»Dann brauchst du definitiv meine Hilfe.« Grinsend rieb sich Robbie die Hände. »Außerdem war ich schon seit einer ganzen Weile nicht mehr zu Hause, und hier passiert ja nie etwas. Den Dunklen Hof zu stürmen hört sich doch spaßig an.«

Ich konnte seine Begeisterung nicht teilen.

»Wann brechen wir auf?«, fragte ich.

»Sofort«, erwiderte Robbie. »Je früher, desto besser. Willst du noch irgendetwas mitnehmen, Prinzessin? Es könnte eine Weile dauern, bis du zurückkommst.«

Ich nickte und versuchte ruhig zu bleiben. »Gib mir nur eine Minute.«

Robbie verschwand auf den Flur. Ich nahm meinen knalloran-gen Rucksack und warf ihn aufs Bett, ohne genau zu wissen, was ich einpacken sollte. Was brauchte man für eine Reise ins Feenland? Ich schnappte mir eine Jeans und ein Ersatzshirt, eine Taschenlampe und eine Schachtel Aspirin und stopfte alles in den Rucksack. Dann lief ich hinunter in die Küche und packte Cola und ein paar Tüten Chips ein,

hoffte aber, dass Robbie wissen würde, woher wir auf der Reise etwas zu essen bekamen. Zum Schluss griff ich noch, ohne zu wissen, warum, nach meinem iPod und schob ihn in die Reißverschluss tasche an der Seite.

Eigentlich wollte Mom heute mit mir zur Führerscheinstelle fahren. Ich zögerte und kaute auf meiner Lippe. Was würden Mom und Luke denken, wenn sie entdeckten, dass ich weg war? Ich hatte mich immer an die Regeln gehalten, mich nie rausgeschlichen – bis auf das eine Mal mit Robbie – und war nie länger aufgeblieben als erlaubt. Ich fragte mich, was Rob genau meinte, wenn er sagte, wir würden »eine Weile« wegbleiben. Luke würde vielleicht gar nicht merken, dass ich nicht da war, aber Mom würde sich bestimmt Sorgen machen. Ich nahm einen Schmierzettel und wollte ihr schnell eine Nachricht schreiben, doch dann verharrte ich, und der Stift schwebte über dem Papier.

Was willst du ihr denn sagen? »Liebe Mom, Ethan ist von Feen entführt worden. Bin losgezogen, um ihn zurückzuholen. Oh, und dem Ethan, der hier ist, darfst du nicht trauen – er ist in Wirklichkeit ein Wechselbalg der Feen.«

Das klang selbst für mich total geisteskrank. Ich zögerte, dachte einen Moment nach und schrieb dann:

Mom, es gibt da eine Sache, um die ich mich kümmern muss.

Aber ich komme bald wieder, versprochen.

Mach dir keine Sorgen.

Meghan

Ich heftete die Nachricht an die Kühlschrankschranktür und verdrängte den Gedanken, dass ich mein Zuhause vielleicht nie wiedersehen würde. Dann warf ich mir den Rucksack über die Schulter, während es in meinem Magen rumorte wie in einem Schlangennest, und stieg die Treppe hinauf.

Robbie wartete oben auf dem Treppenabsatz auf mich. Er hatte die Arme verschränkt und ein müdes Grinsen aufgesetzt. »Fertig?«

Vor Anspannung kribbelte es in meinem Magen. »Wird es gefährlich werden?«

»O ja, sehr«, erwiderte Robbie, während er auf Ethans Zimmertür

zuzuging. »Deshalb macht es ja so viel Spaß. Es gibt dermaßen viele interessante Arten zu sterben – von einem Glasschwert durchbohrt werden, von einem Kelpie unter Wasser gezogen und ertränkt werden, für immer und ewig in eine Spinne oder einen Rosenbusch verwandelt werden...« Er drehte sich zu mir um. »Kommst du jetzt oder nicht?«

Ich bemerkte, dass meine Hände zitterten, und drückte sie an die Brust. »Warum sagst du solche Sachen?«, flüsterte ich. »Willst du mir Angst machen?«

»Ja«, antwortete Robbie ungerührt. Er blieb vor Ethans Zimmertür stehen, eine Hand auf dem Knauf, und sah mich durchdringend an. »Das sind die Sachen, mit denen du es zu tun bekommen wirst, Prinzessin. Ich will dich nur warnen. Willst du trotzdem gehen? Mein Angebot von vorhin steht noch.«

Ich erinnerte mich an den Geschmack des Nebelweins, an die Sehnsucht nach mehr, und schauderte.

»Nein«, sagte ich schnell, »ich werde Ethan nicht einer Horde Monster überlassen. Ich habe schon meinen Vater verloren – ich werde nicht auch noch meinen Bruder verlieren.«

Da kam mir ein Gedanke, der mir den Atem raubte, und ich wunderte mich, dass ich nicht schon früher darauf gekommen war. *Dad*. Mein Herz begann zu rasen, als mir die halb vergessenen Träume einfiehlen, in denen mein Vater in einem Teich verschwunden und nie wieder aufgetaucht war. Was, wenn er auch von Feen entführt worden war? Ich könnte Ethan *und* meinen Dad finden und *beide* nach Hause bringen!

»Gehen wir«, forderte ich und sah Robbie direkt in die Augen. »Los jetzt! Wir haben hier schon genug Zeit vertrödelt. Wenn wir das durchziehen wollen, sollten wir es anpacken.«

Rob blinzelte, und ein seltsamer Ausdruck huschte über sein Gesicht. Kurz schien es, als wollte er etwas sagen. Doch dann schüttelte er sich, als würde er aus einer Trance erwachen, und der Moment war vorbei.

»Alles klar. Aber sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.« Er grinste wieder, und das Funkeln in seinen Augen wurde stärker. »Eins nach dem anderen. Zunächst müssen wir einen Zugang zum Nimmernie finden. Also, zum Feenland. Da kann man nicht einfach so hingehen, die Tore sind normalerweise gut versteckt. Zum Glück habe ich eine Idee, wo

sich eines verbergen könnte.« Mit einem Grinsen wandte er sich um und hämmerte gegen Ethans Zimmertür. »Klopf, klopf!«, rief er mit hoher, singender Stimme.

Einen Moment lang herrschte Stille. Dann ertönte ein Poltern und Krachen, als wäre etwas Schweres gegen die Tür geschleudert worden.

»Haut ab!«, kam eine fauchende Stimme von drinnen.

»Äh, nö. So geht der Witz nicht!«, rief Rob. »Ich sage:

›Klopf, klopf!«, und du musst antworten: ›Wer da?«

›Verpiss dich!«

›Nein, immer noch falsch.« Robbie schien völlig unbeeindruckt zu sein.

Ich war allerdings entsetzt über Ethans Ausdrucksweise, obwohl ich ja wusste, dass er es gar nicht war.

»Pass auf!«, rief Rob freundlich. »Ich werde das Ganze allein durchspielen, damit du beim nächsten Mal weißt, was du zu sagen hast.« Er räusperte sich und schlug wieder gegen die Tür. »Klopf, klopf!«, brüllte er. »Wer ist da? – Puck! – Welcher Puck? – Der Puck, der dich in ein quiekendes Schwein verwandeln und in den Ofen schieben wird, wenn du uns nicht aus dem Weg gehst!« Und mit diesen Worten riss er die Tür auf.

Das Ding, das so aussah wie Ethan, stand auf dem Bett und hielt in jeder Hand ein Buch. Mit einem lauten Zischen schleuderte er sie Richtung Tür. Robbie konnte ausweichen, aber ich bekam ein Taschenbuch in den Magen und ächzte.

Ich hörte, wie Robbie »Oh, bitte« murmelte, dann schien sich die Luft zu kräuseln. Auf einmal schlugen alle Bücher im Raum mit ihren Deckeln, stiegen vom Boden auf, erhoben sich aus den Regalen und stürzten sich wie ein Schwarm wütender Möwen auf Ethan. Ich sah fassungslos zu und hatte das Gefühl, dass mein Leben von Sekunde zu Sekunde surrealer wurde. Der falsche Ethan zischte und fauchte und schlug nach den Büchern, die um ihn herumflatterten, bis eines ihn im Gesicht traf und zu Boden stürzen ließ. Mit einem wütenden Schrei schoss er unters Bett. Ich hörte Krallen über das Holz kratzen, als seine Beine in dem schmalen Spalt verschwanden. Aus der Dunkelheit drangen geknurrte Flüche.

Robbie schüttelte den Kopf. »Dilettanten.« Er seufzte, als die Bücher

mitten im Flug erstarrten und dann mit lautem Gepolter zu Boden fielen. »Gehen wir, Prinzessin.«

Ich schüttelte mich kurz und suchte mir dann einen Weg zwischen den herabgefallenen Büchern hindurch, bis ich Robbie erreichte, der mitten im Raum stand.

»Also«, meinte ich möglichst lässig, als wären fliegende Bücher und Feen etwas, womit ich jeden Tag zu tun hatte. »Wo ist nun dieser Eingang zum Feenland? Musst du einen magischen Ring schmieden oder einen Zauberspruch aufsagen oder so was?«

Rob kicherte. »Nicht ganz, Prinzessin. So kompliziert ist es gar nicht. Tore zum Nimmernie pflügen an Stellen zu erscheinen, wo es eine Menge Glauben, Kreativität und Fantasie gibt. Oft findet man sie im Schrank eines Kindes oder unter seinem Bett.«

Floppy hat Angst vor dem Mann im Schrank. Schauernd schickte ich eine stumme Entschuldigung an meinen Halbbruder. Wenn ich ihn wiederfand, würde ich ihm auf jeden Fall erzählen, dass ich jetzt auch an die Monster glaubte.

»Also im Schrank«, murmelte ich und trat über die Bücher und Spielsachen hinweg, um zu ihm zu kommen.

Meine Hand zitterte leicht, als ich sie nach dem Griff ausstreckte. *Kein Zurück mehr*, sagte ich mir und öffnete den Schrank.

Als die Tür aufschwang, erblickte ich eine große, ausgemergelte Gestalt mit schmalem Gesicht und tief liegenden Augen. An ihrem dünnen Körper hing ein schwarzer Anzug schlabbrig herab, und auf dem spitzen Schädel saß eine Melone. Sie blinzelte träge und starrte mich an, dann verzog sie die blutleeren Lippen, sodass ihre schmalen, spitzen Zähne aufblitzten.

Schreiend wich ich zurück.

»Mein Schrank!«, zischte die Gestalt. Eine spinnenartige Hand schoss vor und griff nach der Tür. »Mein Schrank! Meiner!« Damit wurde die Schranktür zugeschlagen.

Robbie seufzte entnervt, während ich mich hinter ihm versteckte. Mein Herz flatterte in meinem Brustkorb wie eine eingesperrte Fleckermaus.

»Immer diese Schwarzen Männer«, murmelte er kopfschüttelnd. Dann ging er zum Schrank, klopfte dreimal an die Tür und öffnete sie.

Diesmal war er leer, bis auf die darin hängenden Hemden, die aufgestapelten Kisten und alle möglichen normalen Sachen, die in einen Schrank gehörten. Robbie schob die Klamotten beiseite, wand sich zwischen den Kisten hindurch und legte dann eine Hand an die Rückwand, wobei er seine Finger suchend über das Holz gleiten ließ.

Neugierig trat ich näher.

»Wo bist du denn?«, murmelte er und tastete die Wand ab. Ich schob mich an die Schranktür heran und sah ihm über die Schulter. »Ich weiß, dass du da bist. Wo ... Ah!«

Er ging in die Hocke, holte tief Luft und blies gegen die Wand. Augenblicklich stieg eine Staubwolke auf und wirbelte glitzernd um ihn herum wie orangefarbene Funken.

Als er sich aufrichtete, entdeckte ich eine goldene Klinke an der Schrankrückwand, und die feinen Umrisse einer Tür zeichneten sich auf dem Holz ab. Durch den Spalt am Boden drang helles Licht.

»Komm, Prinzessin.« Rob drehte sich um und winkte mich herbei. Seine Augen leuchteten grün in der Dunkelheit. »Das ist unsere Gelegenheit. Deine Fahrkarte ins Nimmernie.«

Ich zögerte, da ich warten wollte, bis sich mein Puls wieder einigermaßen beruhigt hatte. Was er nicht tat.

Das ist doch total krank, flüsterte eine kleine, ängstliche Stimme in mir. Wer wusste schon, was hinter dieser Tür auf mich wartete, welche Schrecken in den Schatten lauerten? Ich würde vielleicht nie wieder nach Hause zurückkehren. Das war meine letzte Chance, umzukehren.

Nein, sagte ich mir. *Ich kann nicht zurück. Ethan ist irgendwo da draußen. Ethan zählt auf mich.* Also holte ich tief Luft und trat einen Schritt nach vorn.

In diesem Moment schoss eine faltige Hand unter dem Bett hervor und umklammerte meinen Knöchel. Sie zerrte wie wild daran, und ich wäre fast hingefallen, während aus der Dunkelheit unter dem Bett ein unheimliches Fauchen erklang. Mit einem Schrei trat ich nach der Klaue, sprang blindlings in den Kleiderschrank und warf die Tür hinter mir zu.

Das Nimmernie

Als mich die muffige Dunkelheit von Ethans Kleiderschrank umfing, drückte ich eine Hand an die Brust und wartete wieder einmal darauf, dass sich mein Herzschlag beruhigte. Abgesehen von dem feinen Lichtrechteck, das sich an der Rückwand abzeichnete, herrschte absolute Finsternis. Ich konnte Robbie nicht sehen, spürte ihn aber in meiner Nähe und hörte seine leisen Atemzüge an meinem Ohr.

»Bereit?«, flüsterte er. Sein Atem strich warm über meine Haut. Noch bevor ich antworten konnte, drückte er gegen die Tür, die sich quiet-schend öffnete und den Blick auf das Nimmernie freigab.

Fahles silbriges Licht strömte in den Schrank. Die Lichtung auf der anderen Seite der Tür wurde von riesigen Bäumen umstanden, die so dick und dicht belaubt waren, dass zwischen ihren Ästen kein Himmel zu sehen war. Nebelschwaden zogen wabernd über den Boden, und der Wald war so düster und still, als wäre er in ewigem Zwielight gefangen. Hier und da leuchteten einzelne Farbtupfer und durchbrachen das vorherrschende Grau. Ein Fleck mit Blumen, deren Blüten geradezu elektrisierend blau waren, wiegte sich sanft im Nebel. Eine Ranke wand sich um den Stamm einer sterbenden Eiche, wobei ihre langen roten Dornen in starkem Kontrast zu dem Baum standen, den sie tötete.

Die warme Brise trug eine verwirrende Mischung von Gerüchen in den Schrank. Gerüche, die es eigentlich gar nicht zusammen an einem Ort geben sollte. Zerdrückte Blätter und Zimt, Rauch und Äpfel, frische Erde, Lavendel und der feine, durchdringende Geruch von Moder und Verwesung. Einen Moment lang nahm ich einen Hauch von Metall und Kupfer wahr, der sich um den Modergeruch legte, doch beim nächsten Atemzug war er verschwunden.

Über uns schwirrten scharenweise Insekten, und als ich genauer hinhörte, glaubte ich, Gesang zu vernehmen. Auf den ersten Blick schien der Wald völlig leblos zu sein, doch dann entdeckte ich Bewegungen in den Schatten und hörte, wie die Blätter um uns herum raschelten. Von überall her schienen mich unsichtbare Augen zu beobachten, sich in meine Haut zu bohren.

Robbie, dessen Haare wie eine leuchtende Flamme um seinen Kopf

wehten, trat durch die offene Tür, blickte sich um und lachte. »Daheim.« Mit einem Seufzer breitete er die Arme aus, als wollte er alles an seine Brust drücken. »Endlich bin ich daheim.« Er drehte sich wie wild im Kreis, ließ sich dann immer noch lachend rückwärts in den Nebel fallen – wie jemand, der einen Schnee-Engel macht – und war verschwunden.

Ich schluckte schwer und machte vorsichtig einen Schritt aus dem Schrank. Der Nebel kroch um meine Knöchel, als wäre er lebendig, und streichelte mit feuchten Fingern meine Haut. »Rob?«

Die Stille schien mich zu verspotten. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie etwas Großes, Weißes wie Quecksilber zwischen die Bäume glitt.

»Rob?«, rief ich wieder und schlich zögernd zu der Stelle, an der er sich fallen gelassen hatte. »Wo bist du? Robbie?«

»Buh!«

Rob erhob sich hinter mir aus dem Nebel wie ein Vampir aus seinem Sarg. Zu sagen, ich hätte geschrien, wäre wohl untertrieben gewesen.

»Sind wir heute ein wenig schreckhaft?« Robbie sprang lachend außer Reichweite, bevor ich ihn umbringen konnte. »Du solltest nur noch Koffeinfreien trinken, Prinzessin. Wenn du jedes Mal so schreien willst, wenn ein Schwarzer Mann auftaucht und ›Buh!‹ macht, bist du fix und fertig, bevor wir aus dem Wald draußen sind.«

Er hatte sich verändert. Seine Jeans und das abgerissene T-Shirt waren verschwunden und durch eine leuchtend grüne Hose und einen dicken braunen Kapuzenpulli ersetzt worden. Seine Füße konnte ich im Nebel nicht genau erkennen, aber es sah fast so aus, als hätte er seine Sneakers gegen weiche Ledertiefel getauscht. Sein Gesicht war schmaler, markanter und spitzer zulaufend. Zusammen mit seinen rotbraunen Haaren und den grünen Augen erinnerte mich sein Anblick an einen grinsenden Fuchs.

Doch am deutlichsten unterschieden sich seine Ohren. Sie ragten schmal und spitz an den Seiten seines Kopfes empor wie die eines ... na ja, wie die eines Elfen. In diesem Moment verblassten die letzten Spuren von Robbie Goodfell. Der Junge, den ich fast mein ganzes Leben lang gekannt hatte, war verschwunden, als hätte er nie existiert, und nur Puck blieb zurück.

»Was ist denn, Prinzessin?« Puck gähnte und streckte seine langen Glieder. Bildete ich mir das nur ein oder war er auch größer geworden? »Du siehst aus, als hättest du gerade deinen besten Freund verloren.«

Ich ignorierte die Frage, weil ich mich nicht weiter damit befassen wollte. »Wie hast du das gemacht?«, wollte ich wissen, um das Thema zu wechseln. »Ich meine, deine Klamotten. Es sind andere. Und wie du die Bücher zum Fliegen gebracht hast. War das Magie?«

Puck grinste. »Schein«, antwortete er, als würde das alles erklären. Nachdem ich ihn nur stirnrunzelnd anstarrte, seufzte er. »Ich hatte keine Zeit, mich umzuziehen, bevor wir hierhergekommen sind, und mein Herr König Oberon sieht es nicht gern, wenn man bei Hofe die Kleidung der Sterblichen trägt. Also habe ich Schein eingesetzt, um mich hoffähig zu machen. Genauso, wie ich Schein benutzt habe, um menschlich auszusehen.«

»Moment!« Ich musste an das Gespräch zwischen Robbie und der Krankenschwester in meinem Traum denken. »Gibt es in unserer Welt etwa noch andere ... Feentypen wie dich? Direkt vor unserer Nase?«

Puck schenkte mir ein sehr gruseliges Lächeln. »Wir sind überall, Prinzessin«, erklärte er bestimmt. »Unter deinem Bett, auf deinem Speicher, wir begegnen euch auf der Straße.« Sein Grinsen wurde breiter, irgendwie wölfisch. »Schein wird durch die Träume und Vorstellungen der Sterblichen gespeist. Schriftsteller, Künstler, kleine Jungen, die so tun, als wären sie Ritter – die Feenwesen werden von ihnen angezogen wie Motten vom Licht. Warum, glaubst du, haben so viele Kinder imaginäre Freunde? Auch dein Bruder hatte einen. Er hat ihn Floppy genannt, glaube ich, obwohl das natürlich nicht sein wahrer Name war. Wirklich schade, dass es dem Wechselbald gelungen ist, ihn zu töten.«

Mein Magen krampfte sich zusammen. »Und ... euch kann niemand sehen?«

»Wir sind unsichtbar, oder wir benutzen Schein, um unsere wahre Gestalt zu verbergen.« Puck lehnte sich an einen Baum und verschränkte die Hände hinter dem Kopf, wie Robbie es auch immer getan hatte. »Schau nicht so entsetzt, Prinzessin. Nur das zu sehen, was man erwartet, ist eine Kunst, die die Sterblichen perfektioniert haben. Obwohl es ein paar vereinzelte Menschen gibt, die durch den Nebel und den

Schein sehen können. Üblicherweise sind das ganz besondere Individuen – unschuldige, naive Träumer –, zu denen sich die Feenwesen sehr stark hingezogen fühlen.«

»Wie Ethan«, murmelte ich.

Puck sah mich eigenartig an, und seine Mundwinkel zuckten. »Wie du, Prinzessin.« Er schien noch etwas anderes sagen zu wollen, doch da knackte irgendwo in der zugewucherten Dunkelheit ein Zweig. Blitzartig richtete er sich auf. »Oh, wir müssen los. Es ist gefährlich, zu lange an einem Ort zu bleiben. Dadurch erregen wir nur unerwünschte Aufmerksamkeit.«

»Was?«, rief ich, während er schon anmutig wie ein Reh über die Lichtung sprang. »Du hast doch gesagt, das hier wäre dein Zuhause.«

»Das Nimmernie ist das Zuhause aller Feenwesen«, erklärte Puck, ohne sich umzuschauen. »Es ist in Territorien unterteilt, oder genauer gesagt, in Höfe. Der Lichte Hof ist das Reich Oberons, während Mab über die Dunklen Territorien herrscht. Es ist normalerweise verboten, ohne die Genehmigung des jeweiligen Herrschers ein Feenwesen zu foltern, zu verstümmeln oder zu töten, solange man sich in einem der Reiche aufhält. Momentan ...«, fuhr er fort und drehte sich nun doch kurz zu mir um, »... befinden wir uns allerdings auf neutralem Gebiet, in der Heimat der wilden Feenwesen. Hier ist, wie ihr Menschen so schön sagt, alles möglich. Was da gerade auf uns zukommt, könnte eine Herde Satyrn sein, die dich erst so lange tanzen lassen, bis du vor Erschöpfung umkippst, und dich dann einer nach dem anderen vergewaltigen, oder es könnte ein Rudel Stachelwölfe sein, das uns in Stücke reißen will. So oder so, ich denke nicht, dass du weiter hier rumbhängen möchtest.«

Schon wieder hatte ich Angst. Anscheinend hatte ich jetzt ständig Angst. Ich wollte nicht hier sein, in diesem unheimlichen Wald, mit dieser Person, von der ich fälschlicherweise gedacht hatte, ich würde sie kennen. Ich wollte nach Hause. Nur dass sich mein Zuhause ebenfalls in einen Ort des Schreckens verwandelt hatte, fast so schlimm wie das Nimmernie. Ich fühlte mich verloren, verraten und völlig deplatziert in einer Welt, die mir nur schaden wollte.

Ethan, rief ich mir ins Gedächtnis. Du tust das hier für Ethan. Sobald du ihn gefunden hast, kannst du nach Hause, und alles wird wieder wie früher.

Das Rascheln wurde lauter, und immer mehr Zweige knackten, als das, was da draußen war, sich näherte.

»Prinzessin«, fauchte Puck direkt neben mir. Ich zuckte zusammen und musste einen Schrei unterdrücken, als er mein Handgelenk packte. »Die üblen Wesen, die ich gerade erwähnte, haben unsere Fährte aufgenommen und sind hinter uns her.« Obwohl er völlig ruhig klang, sah ich die Anspannung in seinen Augen. »Wenn du nicht willst, dass dein erster Tag im Nimmernie gleichzeitig dein letzter ist, würde ich vorschlagen, dass wir uns in Bewegung setzen.«

Ich sah zurück zu der Tür, durch die wir gekommen waren, die mitten auf der Lichtung stand. »Kommen wir auf diesem Weg auch wieder nach Hause?«, fragte ich, während Puck mich wegzog.

»Nö.« Als ich ihn entsetzt anstarrte, zuckte er mit den Schultern. »Na ja, man kann schließlich nicht erwarten, dass die Tore ständig an einer Stelle bleiben, Prinzessin. Aber keine Sorge. Du hast doch mich, schon vergessen? Wenn die Zeit gekommen ist, werden wir schon einen Weg zurück finden.«

Wir rannten quer über die Lichtung auf ein Gebüsch zu, das mit gebogenen gelben Dornen bestückt war, die fast so lang waren wie mein Daumen. Ich zögerte, weil ich mir sicher war, dass wir in Streifen geschnitten werden würden, doch als wir uns näherten, zitterten die Zweige, wichen vor uns zurück und gaben einen schmalen Pfad frei, der sich zwischen den Bäumen hindurchwand. Nachdem wir sie passiert hatten, schoben sich die Zweige wieder ineinander, verbargen den Pfad und gaben uns Rückendeckung.

Wir wanderten stundenlang – oder zumindest fühlte es sich so an. Puck behielt ein gleichbleibendes Tempo bei, das weder zu schnell noch zu langsam war, und nach und nach verklangen die Geräusche unserer Verfolger. Manchmal teilte sich der Pfad und führte in unterschiedliche Richtungen weiter, aber Puck wählte immer ohne zu zögern einen Weg. Oft bemerkte ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung – das Aufblitzen von Farbe im Unterholz, eine Silhouette zwischen den Bäumen –, aber wenn ich mich danach umdrehte, war da nichts. Manchmal hätte ich schwören können, Gesang oder Musik zu hören, doch natürlich verstummte der Klang, sobald ich mich darauf konzentrierte.

Das schwache Licht im Wald blieb, wie es war, es wurde weder dunkler noch heller. Als ich Puck fragte, wann denn die Abenddämmerung einsetzen würde, zog er nur eine Augenbraue hoch und erwiderte, die Nacht werde kommen, wenn sie dazu bereit sei.

Genervt sah ich auf meine Uhr und fragte mich, wie lange wir wohl schon unterwegs waren. Eine unangenehme Überraschung erwartete mich. Die Zeiger standen still. Entweder hatte die Batterie der Uhr den Geist aufgegeben, oder etwas anderes beeinträchtigte sie.

Oder vielleicht existiert an diesem Ort gar keine Zeit.

Ich wusste nicht, warum mich dieser Gedanke so verstörte, aber es war so.

Meine Füße brannten, mein Bauch tat weh, und meine Beine schmerzten vor Erschöpfung, als das ewige Zwielficht endlich endete. Puck blieb stehen und betrachtete den Himmel, an dem über den Baumwipfeln ein riesiger Mond stand, so nah, dass man auf seiner Oberfläche jede Senke und jeden Krater erkennen konnte.

»Ich denke, wir sollten während der Nacht rasten«, meinte Puck schließlich widerwillig. Er grinste schief, als ich auf einem mit Moos überzogenen Holzklotz zusammenbrach. »Wir wollen schließlich nicht, dass du aus Versehen auf einen tanzenden Hügel stößt oder einem weißen Kaninchen in ein tiefes schwarzes Loch folgst. Komm, ich kenne nicht weit von hier einen Ort, wo wir ungestört schlafen können.«

Er nahm meine Hand und zog mich auf die Füße. Meine Beine protestierten schmerzhaft, und fast hätte ich mich wieder fallen lassen. Ich war müde und gereizt. Das Letzte, was ich wollte, war, noch weiter zu wandern. Als ich mich umsah, entdeckte ich hinter ein paar Bäumen einen zauberhaften kleinen Teich. Das Wasser schimmerte im Mondlicht. Ich blieb stehen und starrte auf die spiegelglatte Fläche hinaus.

»Warum bleiben wir nicht hier?«, fragte ich.

Puck warf einen Blick auf den Teich, schnitt eine Grimasse und zog mich weiter. »Äh, nein«, sagte er hastig. »Unter Wasser lauern zu viele Ungeheuer – Kelpies und Undinen und Nixen und so etwas. Das sollten wir besser nicht riskieren.«

Als ich über die Schulter zurückschaute, sah ich, wie ein dunkler Schatten die glatte Wasseroberfläche durchbrach und kleine Wellen

ans Ufer schlugen. Es erschien der obere Teil eines Pferdekopfs – mit rabenschwarzem Fell, das glatt war wie das eines Seehunds – und beobachtete mich aus drohenden weißen Augen. Aufkeuchend eilte ich weiter.

Wenige Minuten später kamen wir an einen riesigen knorrigen Baumstamm. Die Rinde war so rau und rissig, dass ich beinahe Gesichter aus dem Stamm spähen sehen konnte. Sie erinnerte mich an runzlige alte Männer, die übereinandergestapelt waren und empört mit ihren gekrümmten Armen wedelten.

Puck kniete sich zwischen die Wurzeln und klopfte gegen das Holz. Ich sah ihm über die Schulter und entdeckte mit einem Mal eine winzige, knapp dreißig Zentimeter hohe Tür am Fuß des Baumes. Während ich sie noch mit großen Augen anstarrte, öffnete sie sich quietschend, und ein Gesicht erschien, das misstrauisch herauspähte.

»Hä? Wer ist da?«, fragte eine raue, quiekende Stimme. Die Haut des kleinen Mannes hatte die Farbe von Walnüssen, und seine Haare sahen aus wie ein Bündel Reisig, das aus seiner Kopfhaut wuchs. Er trug einen braunen Kittel und braune Leggings und sah insgesamt aus wie ein lebendig gewordener Stock. Bis auf seine Augen, die glänzend schwarz wie die eines Käfers aus seinem Gesicht äugten.

»Guten Abend, Twiggs«, grüßte Puck ihn freundlich.

Der kleine Mann blinzelte und ließ seinen Blick an der Gestalt hinaufwandern, die über ihm auftrug. »Robin Goodfellow?«, quiekte er schließlich. »Dich habe ich hier ja schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen. Was führt dich zu meinem bescheidenen Baum?«

»Begleitservice«, erwiderte Puck und trat zur Seite, sodass Twiggs mich besser sehen konnte. Seine Knopfaugen richteten sich auf mich und blinzelten verwirrt. Dann wurden sie plötzlich kugelrund, und Twiggs starrte Puck aufgeregt an.

»Ist ... ist das ...?«

»Jawohl.«

»Weiß sie ...«

»Nein.«

»Heidewitzka.« Twiggs riss die Tür auf und wedelte mit seinem dünnen Arm. »Kommt rein, kommt rein. Schnell! Bevor die Dryaden, diese

nervtötenden Klatschtanten, euch sehen.« Er verschwand nach drinnen, und Puck drehte sich zu mir um.

»Da passe ich doch niemals rein«, erklärte ich, bevor er etwas sagen konnte. »Keine Chance, dass ich mich da durchquetschen kann, es sei denn, du hast einen magischen Pilz, der mich auf Wespengröße schrumpfen lässt. Und so etwas würde ich nie essen. Ich habe *Alice im Wunderland* gesehen!«

Grinsend nahm Puck meine Hand.

»Schließ die Augen«, befahl er, »und komm einfach mit.«

Ich gehorchte und erwartete halb, mir im nächsten Moment die Nase an dem Baumstamm anzuschlagen – dank Robbie, dem Streichekönig. Als nichts passierte, hätte ich fast einen Blick riskiert, überlegte es mir dann aber doch anders. Die Luft um mich herum wurde wärmer, und ich hörte eine Tür zuschlagen. Dann sagte Puck, ich könne die Augen wieder aufmachen.

Ich befand mich in einem gemütlichen runden Zimmer, dessen Wände aus glattem rotem Holz bestanden. Der Boden war mit einem Moostepich überzogen. In der Mitte des Zimmers diente ein flacher Stein auf drei Holzklötzen als Tisch, und darauf lagen Beeren, die so groß waren wie Fußbälle. Am anderen Ende des Raums hing eine Strickleiter an der Wand, und als ich meinen Blick daran nach oben wandern ließ, wäre ich fast in Ohnmacht gefallen. An den Wänden und in der Luft über uns wimmelte es nur so von Insekten, denn der Stamm reichte weiter hinauf, als ich sehen konnte. Jeder dieser Käfer war ungefähr so groß wie ein Cockerspaniel, und ihre Hinterteile leuchteten grünlich.

»Du hast renoviert, Twiggs«, stellte Puck fest und setzte sich auf ein Bündel Felle, das wohl ein Sofa darstellen sollte. Als ich genauer hinsah, erkannte ich, dass an einem davon noch der Kopf eines Eichhörnchens hing. Hastig wandte ich den Blick ab. »Als ich das letzte Mal hier war, war das hier quasi nicht mehr als ein Loch im Baum.«

Twiggs wirkte erfreut. Er war jetzt so groß wie wir – wobei ich eher glaubte, dass wir jetzt so klein waren wie *er* –, und aus der Nähe roch er nach Zedernholz und Moos.

»Ja, es ist mir richtig ans Herz gewachsen.« Twiggs nickte und ging zum Tisch hinüber. Er nahm ein Messer und schnitt eine der Beeren in

drei Teile, die er dann auf Holztellern anrichtete. »Allerdings könnte es sein, dass ich bald umziehen muss. Die Dryaden flüstern mir zu, sie erzählen schlimme Dinge. Sie sagen, dass Teile des Wilden Waldes sterben, dass von Tag zu Tag mehr schwindet. Niemand kennt den Grund dafür.«

»Natürlich kennst du den Grund«, widersprach Puck und drapierte einen Eichhörnchenschwanz über seinem Schoß. »Wie wir alle. Das ist nichts Neues.«

»Nein.« Twiggs schüttelte den Kopf. »Sterbliche Ungläubigkeit hat immer ein bisschen was vom Nimmernie genommen, aber nicht so. Das ist ... anders. Es ist schwer zu erklären. Wenn ihr weitergeht, werdet ihr sehen, was ich meine.«

Er reichte jedem von uns einen Teller mit einer riesigen Scheibe roter Beere, einer halben Eichel und einem Batzen von etwas, das aussah wie gedämpfte weiße Maden. Auch wenn der Tag völlig verrückt gewesen war, hatte ich nach der stundenlangen Wanderung auf jeden Fall einen Mordshunger. Die Beere schmeckte scharf und gleichzeitig süß, doch das madenartige Zeug rührte ich lieber nicht an, sondern gab es Puck. Nach dem Abendessen baute Twiggs mir aus Eich- und Streifenhörnchenfellen ein Bett, und obwohl ich es etwas eklig fand, schlief ich darin sofort ein.

In dieser Nacht hatte ich einen Traum.

Im Traum war ich zu Hause, und alles war dunkel und still, das Wohnzimmer in Schatten gehüllt. Ein kurzer Blick auf die Wanduhr verriet mir, dass es 3.19 Uhr morgens war. Ich schwebte durchs Wohnzimmer, an der Küche vorbei und die Treppe hinauf. Die Tür zu meinem Zimmer war geschlossen. Ich hörte Lukes bärenartiges Schnarchen aus dem Elternschlafzimmer dringen, aber Ethans Tür am Ende des Flurs war nur angelehnt. Ich tapste den Flur hinunter und spähte durch den Spalt.

In Ethans Zimmer stand ein Fremder, eine große, schlanke Gestalt in Schwarz und Silber. Ein Junge, vielleicht ein wenig älter als ich, auch wenn es unmöglich war, sein genaues Alter zu schätzen. Sein Körper war der eines Jugendlichen, doch die Ruhe, die er ausstrahlte, kündete von etwas wesentlich Älterem und unglaublich Gefährlichem. Voller

Schrecken erkannte ich ihn: Er war der Junge auf dem Pferd gewesen, der mich am Nachmittag durch die Bäume beobachtet hatte. Warum war er jetzt hier, in unserem Haus? Wie war er überhaupt reingekommen? Da ich mir bewusst war, dass das alles nur ein Traum war, spielte ich mit dem Gedanken, ihn zu stellen. Aber dann fiel mir noch etwas auf, etwas, was mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Das dicke rabenschwarze Haar fiel ihm bis über die Schultern, doch es verdeckte nicht ganz die schmalen, spitzen Ohren.

Er war nicht menschlich. Er war einer von *denen*, ein Feenwesen. Und er stand in unserem Haus, im Zimmer meines Bruders. Schauend wich ich zurück.

Da drehte er sich um und blickte direkt durch mich hindurch. Wenn ich nicht wie erstarrt gewesen wäre, hätte ich gekeucht. Er war umwerfend. Nicht einfach nur umwerfend, er war wunderschön. Auf königliche Art schön. Schön wie der Prinz eines fernen Landes. Hätte er mitten in den Abschlussprüfungen unser Klassenzimmer betreten, Schüler wie Lehrer hätten sich ihm zu Füßen geworfen. Doch es war auch eine kalte, strenge Schönheit wie die einer Marmorstatue – unmenschlich und überirdisch. Seine leicht schräg stehenden Augen unter den langen Ponyfransen funkelten wie Stahl.

Der Wechselbalg war nirgendwo zu sehen, aber ich konnte von unter dem Bett leise Geräusche hören – das schnelle Klopfen eines Herzens. Der Feenjunge schien es nicht zu bemerken. Er drehte sich um, legte eine blasse Hand auf die Schranktür und ließ die Finger über das ausgebleichte Holz gleiten. Ein geisterhaftes Lächeln umspielte seine Lippen.

In einer fließenden Bewegung zog er die Schranktür auf und ging hindurch. Die Tür schloss sich mit einem leisen Klicken hinter ihm.

Vorsichtig schob ich mich auf den Schrank zu, während ich gleichzeitig den Spalt unter dem Bett im Auge behielt. Ich konnte noch immer den dumpfen Herzschlag hören, doch das Ding kam nicht heraus, um mich zu packen. Ich schaffte es, das Zimmer ohne Zwischenfall zu durchqueren. So leise wie möglich griff ich nach der Schranktür und zog sie auf.

»Mein Schrank!«, kreischte der Mann mit der Melone und stürzte sich auf mich. »Meiner!«

Ich schrie immer noch und schlug um mich, als ich aufwachte.

Einen Moment lang wusste ich nicht, wo ich war, und sah mich panisch um. Mein Herz raste, und mir stand kalter Schweiß auf der Stirn. Szenen aus einem viel zu realistischen Albtraum tanzten durch mein Bewusstsein: Ethan, der mich angriff, Robbie, der Bücher durch den Raum fliegen ließ, und ein Tor in eine unheimliche, neue Welt.

Ein lautes Schnarchen erregte meine Aufmerksamkeit, und ich drehte mich danach um. Puck lag mir gegenüber auf dem Sofa, ein Arm über seinem Gesicht und fest in eine Eichhörnchendecke gewickelt.

Als die Erinnerungen zurückkamen, wurde mir ganz anders. Das hier war kein Albtraum. Ich hatte das nicht geträumt. Ethan war verschwunden, und ein Monster hatte seinen Platz eingenommen. Robbie war ein Feenwesen. Und ich befand mich irgendwo im Nimmernie, auf der Suche nach meinem Bruder, obwohl ich keine Ahnung hatte, wo ich anfangen sollte, und auch keine großen Hoffnungen hegte, ihn zu finden.

Zitternd legte ich mich wieder hin. In Twiggs Heim war es dunkel. Die Glühwürmchen, oder was auch immer sie waren, hatten aufgehört zu leuchten und hingen jetzt offenbar schlafend an den Wänden. Nur ein flackernder orangefarbener Schein vor dem Fenster spendete ein wenig Licht. Vielleicht hatte Twiggs die Außenbeleuchtung angelassen oder so.

Ruckartig setzte ich mich auf. Der Schein stammte von einer Kerze, und über der Flamme spähte ein Gesicht zu uns herein. Ich wollte schon den Mund aufmachen, um Puck zu wecken, doch dann richteten sich die blauen Augen auf mich, und ein Gesicht, das ich nur zu gut kannte, wich zurück und verschwand in der Dunkelheit.

Ethan.

Hastig krabbelte ich aus dem Bett und rannte Richtung Tür, ohne mir die Mühe zu machen, meine Schuhe anzuziehen. Puck grunzte und wälzte sich unter dem Berg von Fellen herum, aber ich beachtete ihn nicht weiter. Ethan war da draußen! Wenn ich ihn fand, könnten wir nach Hause gehen und einfach vergessen, dass dieser ganze Kram überhaupt existierte.

Ich riss die Tür auf und trat über die Schwelle, wobei ich schon den Wald nach einem Anzeichen von meinem Bruder absuchte. Erst kurz darauf bemerkte ich, dass ich wieder normal groß und die Tür immer noch nur dreißig Zentimeter hoch war. Ich konnte an nichts anderes denken als an Ethan und daran, ihn nach Hause zu bringen, uns beide nach Hause zu bringen.

Dunkelheit umhüllte mich, doch ein Stück voraus bemerkte ich ein hüpfendes, flackerndes Glühen, das sich immer weiter von mir entfernte. »Ethan!«, schrie ich, und meine Stimme hallte durch die Stille. »Ethan, warte!«

Ich rannte los, und meine nackten Füße traten auf Blätter und Zweige, rutschten auf Steinen und im Schlamm aus. Mein Zeh schlug gegen etwas Hartes, und es hätte eigentlich wehtun müssen, aber mein Gehirn registrierte den Schmerz gar nicht. Ich sah ihn vor mir, eine kleine Gestalt mit einer Kerze in der Hand, die sich ihren Weg durch die Bäume suchte. Ich lief, so schnell ich konnte, obwohl Zweige mich zerkratzten und sich in meinen Haaren und Kleidern verfangen, doch der Abstand zu ihm schien immer gleich zu bleiben.

Dann blieb er plötzlich stehen und sah grinsend über die Schulter zurück. Das flackernde Licht der Kerze ließ sein Gesicht unheimlich aufleuchten. Ich legte noch einmal an Tempo zu und war nur noch wenige Meter von ihm entfernt, als ich plötzlich keinen Boden mehr unter den Füßen spürte. Schreiend stürzte ich in die Dunkelheit und landete mit einem lauten Platschen in eiskaltem Wasser, das über meinem Kopf zusammenschlug und mir in Mund und Nase lief.

Keuchend kam ich an die Oberfläche. Mein Gesicht brannte vor Kälte, und meine Beine wurden bereits taub. Über mir kicherte etwas, und ein rundes Licht schwebte über meinem Kopf. Einen Moment lang blieb es da hängen, als wollte es sich an meiner Erniedrigung weiden, dann verschwand es mit einem schrillen Lachen zwischen den Bäumen.

Ich trat Wasser und sah mich um. Über mir ragte ein schlammiges Ufer auf, glitschig und tückisch. Einige alte Bäume streckten ihre Äste über das Wasser, doch sie hingen alle zu hoch, um sie zu erreichen. Ich versuchte, im Uferschlamm Halt zu finden, um mich rauszuziehen, aber meine Füße rutschten ab, und die Pflanzen, nach denen ich griff,

lösten sich aus der Erde und ließen mich mit lautem Platschen ins Wasser zurückfallen. Ich musste einen anderen Weg finden.

Und dann hörte ich ein weiteres Platschen und erkannte, dass ich nicht allein war.

Mondlicht funkelte auf dem Wasser und tauchte alles in Silber und Schwarz. Abgesehen vom Summen einiger Insekten war die Nacht völlig still. Auf der anderen Seite des Sees tanzten Glühwürmchen über dem Wasser. Einige von ihnen glühten rosa und blau anstatt grünlich. Vielleicht hatte ich mir das Geräusch ja auch nur eingebildet. Außer einem alten Baumstamm, der langsam auf mich zutrieb, rührte sich nichts.

Ich blinzelte und schaute noch einmal genauer hin.

Plötzlich hatte dieser Baumstamm verdammt viel Ähnlichkeit mit einem Pferdekopf, als könne ein Pferd schwimmen wie ein Krokodil. Und dann bemerkte ich die toten weißen Augen und die schmalen schimmernden Zähne, und Panik stieg in mir auf wie eine schwarze Flutwelle.

»Puck!«, schrie ich und versuchte verzweifelt, die Böschung raufzuklettern. Der Matsch löste sich in dicken Klumpen. Sobald ich etwas zum Festhalten fand, rutschte ich auch schon wieder ab. Ich konnte spüren, wie das Ding näher kam. »Puck, hilf mir!«

Ich sah über die Schulter. Das Pferdeding war nur noch wenige Meter entfernt und streckte den Kopf aus dem Wasser, wobei es ein Maul voller nadelspitzer Zähne entblöbte. *O Gott, ich werde sterben! Dieses Ding wird mich fressen! Hilfe, bitte!* Panisch klammerte ich mich an die Böschung – und spürte plötzlich einen dicken Ast unter meinen Fingern. Ich packte ihn, klammerte mich fest und spürte, wie der Ast mich genau in dem Moment aus dem Wasser zog, als das Pferdemonster brüllend nach mir schnappte. Seine nasse, gummiartige Schnauze glitt an meiner Fußsohle entlang, und seine Kiefer schlossen sich mit einem fiesem Geräusch. Dann schleuderte mich der Ast ans Ufer, und das Pferdeding verschwand wieder unter der Wasseroberfläche. Ich keuchte und schluchzte unkontrolliert.

Puck fand mich wenige Minuten später. Ich hatte mich ein ganzes Stück vom Ufer entfernt zusammengerollt, war völlig durchnässt und

zitterte heftig. In seinem Blick stand eine Mischung aus Mitgefühl und Fassungslosigkeit, als er mir aufhalf.

»Bist du okay?« Er ließ die Hände über meine Arme gleiten, um sicherzugehen, dass noch alles an mir dran war. »Bist du noch da drin, Prinzessin? Sprich mit mir.«

Ich nickte zitternd. »Ich habe ... Ethan gesehen«, stotterte ich, während ich versuchte, das alles auf die Reihe zu kriegen. »Ich bin ihm gefolgt, aber dann hat er sich in eine Lichtkugel verwandelt und ist weggefliegen. Und dann hat dieses Pferdeding versucht, mich zu fressen ...« Ich verstummte. »Das war nicht Ethan, oder? Das war nur irgendein Feenwesen, das meine Gefühle ausgenutzt hat. Und ich bin drauf reingefallen.«

Puck führte mich seufzend zurück zum Pfad. »Ja«, murmelte er schließlich und warf mir einen flüchtigen Blick zu, »so sind Irrwische. Sie lassen dich genau das sehen, was du sehen willst, und führen dich dann in die Irre. Obwohl dieser besonders böse war, wenn er dich direkt zum Teich eines Kelpies geführt hat. Ich nehme an, ich sollte dir jetzt sagen, dass du hier nie allein herumlaufen darfst, aber das wäre wohl vergebliche Liebesmüh. Verdammt, was soll's.« Er blieb stehen und wirbelte herum, was mich erstarren ließ. »*Lauf hier nicht allein herum, Prinzessin.* Unter gar keinen Umständen, verstanden? In dieser Welt sieht man dich entweder als Spielzeug oder als Zwischenmahlzeit. Vergiss das niemals!«

»Okay«, murmelte ich. »Ich hab's verstanden.«

Wir wanderten weiter den Pfad entlang. Die Tür in dem knorrigem Baumstamm war verschwunden. Meine Sneakers und mein Rucksack lagen davor; ein deutliches Zeichen, dass wir nicht mehr willkommen waren. Zitternd schlüpfte ich mit meinen blutigen Füßen in die Schuhe. Ich hasste diese Welt und alles, was sich darin befand, und wollte nur noch nach Hause.

»Tja«, meinte Puck betont fröhlich. »Wenn du deine Spielstunde mit Irrwischen und Kelpies beendet hast, sollten wir wohl weiterziehen. Oh, und wenn du demnächst mit einem Oger Tee trinken willst, sag vorher Bescheid, damit ich meine Keule mitbringe.«

Ich warf ihm einen giftigen Blick zu. Er grinste nur.

Über uns hellte sich der Himmel zu diesem unheimlichen grauen Zwielicht auf, lautlos und schleichend wie der Tod, während wir immer tiefer ins Nimmernie vordrangen.

Die Wilde Jagd

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir auf das tote Stück Land mitten im Wald stießen.

Der Wilde Wald war ein unheimlicher, stiller Ort, aber trotzdem war er voller Leben. Uralte Bäume ragten in den Himmel, Pflanzen blühten, und leuchtende Farbkleckse durchdrangen das ewige Grau und versprachen Leben. Tiere schlichen zwischen den Bäumen herum, und seltsame Wesen lauerten in den Schatten. Man sah sie nie wirklich, wusste aber genau, dass sie da waren. Man konnte spüren, wie sie einen beobachteten.

Und dann wichen die Bäume plötzlich zurück, und wir standen am Rand einer verdorrten Lichtung.

Das wenige Gras, das es noch gab, war welk und abgestorben, vereinzelte kümmerliche Pflanzen auf dem steinigen Boden. Hier und da standen einige Bäume, aber es waren kahle, verkrüppelte Dinger, schwarz und ohne Blätter. Aus der Entfernung schienen ihre Zweige zu glänzen, zerklüftet und schartig wie eigenartige Metallskulpturen. Der heiße Wind roch nach Kupfer und Staub.

Puck starrte lange Zeit stumm auf das tote Stück Wald. »Twiggs hatte recht«, murmelte er schließlich und musterte einen der kahlen Bäume. Er streckte die Hand aus, als wolle er einen der Äste berühren, zog sie dann aber schaudernd zurück. »Das ist widernatürlich. Irgendetwas vergiftet den Wilden Wald.«

Ich fasste einen der glänzenden Zweige an und zuckte hastig zurück. »Aua!«

Puck wirbelte zu mir herum. »Was ist?«

Ich zeigte ihm meine Hand. Aus einer Wunde am Finger, die so schmal war, als hätte ich mich an Papier geschnitten, quoll Blut. »Der Baum, ich habe mich daran geschnitten.«

Puck untersuchte stirnrunzelnd meinen Finger. »Metallische Bäume«, grübelte er, zog ein Taschentuch hervor und wickelte es um meinen Finger. »Das ist neu. Wenn du irgendwo Dryaden aus Stahl siehst, sag mir Bescheid, damit ich schreiend weglaufen kann.«

Stirnrunzelnd blickte ich mich zu dem Baum um. An der Spitze des Zweiges, der mich verletzt hatte, hing ein einzelner Blutstropfen, der kurz im Licht glänzte, bevor er auf die zerklüftete Erde fiel. Die Zweige schimmerten an ihren Kanten wie geschliffene Klingen.

»Oberon muss davon erfahren«, murmelte Puck und hockte sich hin, um einen vertrockneten Grasfleck zu untersuchen. »Twiggs meinte, es würde sich ausbreiten, aber woher kommt es?« Als er sich hastig erhob, schwankte er kurz und musste eine Hand ausstrecken, um sich zu fangen. Ich packte seinen Arm.

»Geht es dir gut?«, fragte ich.

»Alles in Ordnung, Prinzessin«, nickte er und schenkte mir ein etwas angestregtes Lächeln. »Vielleicht ein bisschen beunruhigt, weil sich meine Heimat in so einem Zustand befindet, aber was soll man machen?« Er hustete und wedelte mit der Hand, als hätte er einen unangenehmen Geruch in die Nase bekommen. »Aber von der Luft hier wird mir schlecht. Lass uns verschwinden.«

Ich schnupperte, bemerkte aber nichts Besonderes, nur Erde und den scharfen Geruch nach rostigem Metall. Doch Puck war bereits losgestieft und verzog vor Wut oder Schmerz das Gesicht. So beeilte ich mich, ihn einzuholen.

Ein paar Stunden später begann das Heulen.

Puck blieb so abrupt mitten auf dem Weg stehen, dass ich fast in ihn reinrannte. Bevor ich ihn fragen konnte, was los war, signalisierte er mir mit erhobener Hand, still zu sein.

Dann hörte ich es. Der Wind trug einen Chor aus unheilvollem Gebell und Jaulen zu uns, der irgendwo hinter uns durch die Bäume hallte. Mein Puls beschleunigte sich, und ich trat dichter zu meinem Begleiter.

»Was ist das?«

»Eine Jagd«, erwiderte Puck und starrte in die Ferne. Er verzog das Gesicht. »Weißt du, gerade habe ich gedacht, dass uns genau das noch

fehlen würde: Wie die Hasen gejagt und in Stücke gerissen zu werden. An einem Tag, an dem nicht irgendetwas versucht, mich zu töten, fehlt mir einfach was.«

Mir wurde kalt. »Etwas ist hinter *uns* her?«

»Du hast wohl noch nie eine Wilde Jagd erlebt, was?« Puck fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und stöhnte. »Verdammt! Tja, das verkompliziert die Sache natürlich ein wenig. Ich hatte gehofft, ich könnte mit dir die große Besichtigungsrunde durch das Nimmernie drehen, Prinzessin, aber ich schätze, das muss jetzt warten.«

Das Gebell wurde lauter. Jetzt war es ein tiefes, kehliges Heulen. Was auch immer da hinter uns her war, es war verdammt riesig. »Sollten wir nicht weglaufen?«, flüsterte ich.

»Vor denen kannst du nicht weglaufen«, erwiderte Puck und wich ein paar Schritte zurück. »Sie haben unsere Fährte aufgenommen, und es ist noch nie einem Sterblichen gelungen, der Wilden Jagd zu entkommen.« Er seufzte und legte dramatisch einen Arm vor seine Augen. »Ich schätze, jetzt kann uns nur noch die Opferung meiner Würde retten. Was erdulde ich nicht alles für die Liebe! Die Schicksalsgöttinnen lachen über meine Qualen.«

»Was redest du da?«

Puck schenkte mir nur dieses unheimliche Lächeln und begann, sich zu verwandeln.

Sein Gesicht streckte sich, und sein Hals wurde länger. Die Arme zuckten unkontrolliert, und seine Finger wurden schwarz und verwandelten sich in Hufe. Er krümmte den Rücken, während sich seine Wirbelsäule verlängerte und seine Beine zu Hinterläufen mutierten, die vor Muskeln nur so strotzten. Ihm wuchs ein Fell, und er ließ sich auf alle viere nieder – nun kein Junge mehr, sondern ein schlankes graues Pferd mit wilder Mähne und zerzaustem Schweif. Die gesamte Verwandlung hatte keine zehn Sekunden gedauert.

Ich wich zurück, weil ich an meine Begegnung mit dem Ding im Wasser denken musste. Das scheckig-graue Pferd stampfte mit einem Huf auf und schlug ungeduldig mit dem Schweif. Seine Augen blitzten wie Smaragde unter seinem Schopf hervor, und meine Angst ließ etwas nach.

Das Heulen war jetzt sehr nah und wurde immer wilder. Ich rannte auf den Pferde-Puck zu, griff in seine Mähne und zog mich hoch, um auf seinen Rücken zu gelangen. Obwohl ich auf einer Farm lebte, hatte ich erst ein- oder zweimal auf einem Pferd gesessen, und so brauchte ich noch ein paar Anläufe, bis ich oben saß. Puck schnaubte und warf empört den Kopf hin und her, als er erkannte, wie es um mein reiterisches Können bestellt war.

Nachdem ich mich mühsam zurechtgesetzt hatte und mich an der Mähne festklammerte, drehte Puck kurz die Augen nach hinten, um nach mir zu sehen. Dann stieg er leicht, und wir galoppierten durch die Büsche davon.

Ohne Sattel zu reiten war nicht gerade ein Spaß, vor allem wenn man überhaupt keine Kontrolle darüber hatte, wo das Pferd hinlief oder was es tat. Ganz ehrlich, das war der schlimmste Ritt meines Lebens. Die Bäume flogen wie Schatten vorbei, mir schlugen Äste ins Gesicht, und meine Beine brannten vom Umklammern der Pferdeflanken. Meine Finger hatte ich krampfhaft in die Mähne gekrallt, aber das konnte auch nicht verhindern, dass ich immer dann zur Seite wegrutschte, wenn Puck die Richtung wechselte. Der Wind brauste in meinen Ohren, aber ich konnte trotzdem noch das schreckliche Heulen unserer Verfolger hören, die uns direkt auf den Fersen zu sein schienen. Ich wagte es jedoch nicht, mich nach ihnen umzudrehen.

Ich verlor jegliches Zeitgefühl. Puck wurde nie langsamer und geriet auch nicht außer Atem, aber irgendwann war sein Fell schweißgetränkt, wodurch mein Sitz noch unsicherer und ich noch ängstlicher wurde. Meine Beine wurden taub, und meine Arme schienen jemand anders zu gehören.

Und dann brach rechts von uns eine riesige schwarze Kreatur aus dem Unterholz, sprang das Pferd an und fletschte die Zähne. Es war ein Hund, der größte, den ich je gesehen hatte, und in seinen Augen loderte blaues Feuer. Puck wich ihm mit einem Sprung aus und stieg, wobei ich fast auf dem Boden gelandet wäre. Während ich noch schrie, schoss eines seiner Vorderbeine nach vorn und traf den Hund mitten im Sprung an der Brust, sodass dieser jaulend davongeschleudert wurde.

Die Büsche explodierten und spuckten fünf weitere Monsterhunde

aus. Sie umzingelten uns, knurrten und heulten, schnappten nach den Pferdebeinen und wichen geschickt aus, wenn Puck nach ihnen trat. Vor Schreck erstarrt, klammerte ich mich an Pucks Rücken und beobachtete, wie die massigen Hundekiefer nur Zentimeter von meinen Füßen entfernt zuschnappten.

Da bemerkte ich ihn zwischen den Bäumen, eine schlanke Gestalt auf einem riesigen schwarzen Pferd. Der Junge aus meinem Traum, der, den ich an jenem Nachmittag vom Bus aus gesehen hatte. Auf seinem grausamen engelsgleichen Gesicht lag ein Lächeln, als er einen großen Bogen spannte, der mit einem glänzenden Pfeil bestückt war.

»Puck!«, kreischte ich, auch wenn ich wusste, dass es zu spät war.
»Pass auf!«

Das Blattwerk über dem Jäger raschelte, und plötzlich fegte ein großer Ast herab und traf den Jungen in dem Moment am Arm, als er die Bogensehne losließ. Ich konnte den Luftzug des Pfeils spüren, als er an meinem Kopf vorbeiswirrte und in einem Baum stecken blieb. Von der Stelle, an der er ins Holz eindrang, breitete sich eisiger Frost wie ein Spinnennetz aus, und Pucks Pferdekopf wirbelte zu dem Bogenschützen herum. Der Jäger legte bereits einen neuen Pfeil auf die Sehne. Puck wieherte schrill, erhob sich auf die Hinterbeine und sprang über die Hunde hinweg, wobei er es irgendwie schaffte, ihren scharfen Reißzähnen zu entkommen. Als er wieder Erde unter den Hufen hatte, flog er los, während die Hunde noch bellten und nach seinen Hufen schnappten.

Ein Pfeil zischte an uns vorbei, und als ich mich umdrehte, sah ich, dass das andere Pferd uns durch den Wald verfolgte, während sein Reiter bereits nach dem nächsten Pfeil griff. Puck schnaubte und änderte die Richtung – wobei er mich fast abgeworfen hätte –, um uns tiefer in den Wald hineinzubringen.

Die Bäume hier waren monströs und standen so dicht beieinander, dass Puck immer wieder Haken schlagen musste, um einen Weg zwischen ihnen hindurchzufinden. Die Hunde fielen zurück, aber ich hörte sie weiterhin heulen und erspähte immer wieder ihre schlanken schwarzen Körper, die sich durch das Unterholz kämpften. Der Reiter war verschwunden, doch ich wusste, dass er uns weiterhin verfolgte und seine tödlichen Pfeile bereithielt, um sie uns ins Herz zu jagen.

Als wir die Äste einer riesigen Eiche passierten, kam Puck rutschend zum Stehen und buckelte wie wild, sodass sich meine Hände von seiner Mähne lösten und ich den Halt verlor. Ich wurde über seinen Kopf geschleudert, wobei sich mir fast der Magen umdrehte, und landete schreiend in einer großen Astgabel. Mir wurde die Luft aus den Lungen gepresst, und in meinen Rippen breitete sich ein stechender Schmerz aus, der mir die Tränen in die Augen trieb. Mit einem Schnauben galoppierte Puck wieder an, und die Hunde folgten ihm in die Dunkelheit.

Nur Sekunden später erschienen das schwarze Pferd und sein Reiter unter dem Baum. Er ließ das Tier für einen Moment langsamer gehen, und mir blieb fast das Herz stehen. Verzweifelt hielt ich die Luft an, weil ich sicher war, dass er gleich hochschauen und mich entdecken würde. Da zerriss das aufgeregte Heulen eines Hundes die Stille, der Junge trieb sein Pferd an und folgte der Meute. Wenig später waren die Geräusche verklungen. Stille senkte sich über die Bäume, und ich war allein.

»Nun ja«, sagte jemand neben mir. »Das war interessant.«

Kobolde und Grimalkin

Diesmal schrie ich nicht los, war aber sehr knapp davor. Allerdings wäre ich fast vom Baum gefallen. Im letzten Moment klammerte ich mich an einen Ast, wobei ich mich panisch umschaute, um den Besitzer der Stimme zu finden, entdeckte aber nichts außer Blätter und das kränkliche graue Licht, das zwischen den Ästen hindurchdrang.

»Wo bist du?«, keuchte ich. »Zeig dich.«

»Aber ich verstecke mich doch gar nicht, Mädchen.«

Die Stimme klang amüsiert. »Vielleicht ... solltest du die Augen ein bisschen weiter aufmachen. Ungefähr so.«

Keine zwei Meter vor mir erschienen wie aus dem Nichts zwei große runde Augen, und ich starrte plötzlich in das Gesicht einer riesigen grauen Katze.

»So«, schnurrte sie und musterte mich träge. Ihr Fell war lang und flaumig und verschmolz perfekt mit dem Baum und der Landschaft. »Siehst du mich jetzt?«

»Du bist eine Katze«, stellte ich dümmlich fest, und ich hätte schwören können, dass sie voller Ironie eine Augenbraue hochzog.

»Im weitesten Sinne des Wortes könnte man mich wohl als solche bezeichnen.« Die Katze streckte sich, machte einen Buckel und setzte sich dann, wobei sie den buschigen Schwanz um die Pfoten legte.

Als der erste Schreck nachließ, erkannte ich, dass es ein *Kater* war, keine Katze.

»Andere haben mich als Cat Sidhe, Grimalkin oder Teufelskatze bezeichnet, aber da all diese Namen dasselbe meinen, würde ich sagen, das ist korrekt.«

Ich gaffte ihn fassungslos an, bis mich das schmerzhaft Pochen meiner Rippen daran erinnerte, dass ich andere Sorgen hatte. Zum Beispiel, dass Puck mich mutterseelenallein zurückgelassen hatte, in dieser Welt, in der man mich als Zwischenmahlzeit betrachtete, und ich keine Ahnung hatte, wie ich hier überleben sollte.

Zuerst war es Schrecken und Wut – Puck hatte mich tatsächlich hier sitzen lassen, um seine eigene Haut zu retten –, dann packte mich eine so furchtbare und überwältigende Angst, dass ich nicht anders konnte, als mich an meinen Ast zu klammern und heillos zu schluchzen. Wie konnte Puck mir das antun? Allein würde ich es nie schaffen. Ich würde als Nachtisch irgendeines fleischfressenden Pferdemonsters enden, von einem Rudel Wölfe zerfetzt werden oder mich hoffnungslos verirren und jahrzehntelang verschollen bleiben, denn ich war sicher, dass die Zeit aufgehört hatte zu existieren und ich ewig hier festhängen würde.

Schließlich holte ich tief Luft und zwang mich, ruhig zu werden. *Nein, das würde Robbie mir niemals antun. Da bin ich sicher.* Vielleicht hatte er mich ja nur abgeworfen, um die Jäger abzulenken und sicherzugehen, dass sie ihm folgten und mich in Ruhe ließen. Vielleicht dachte er, er würde mir damit das Leben retten. Vielleicht hatte er mir damit das Leben gerettet. Falls es so war, konnte ich nur hoffen, dass er bald zurückkam. Denn ich glaubte nicht, dass ich es ohne ihn aus dem Nimmernie herauschaffen würde.

Grimalkin – oder wie auch immer er hieß – beobachtete mich weiterhin, als wäre ich ein besonders interessantes Insekt. Plötzlich musterte ich ihn voller Misstrauen. Okay, er sah aus wie eine riesige, leicht plumpe

Hauskatze, aber Pferde waren normalerweise auch keine Fleischfresser, und in Bäumen wohnten gewöhnlich keine kleinen Männchen. Dieser Kater konnte mich schließlich auch so mustern, weil er abschätzen wollte, ob ich als nächste Mahlzeit taugte. Ich schluckte schwer und begegnete seinem unheimlich-intelligenten Blick.

»W-was willst du von mir?«, fragte ich und war dankbar, dass meine Stimme nur ein kleines bisschen zitterte.

Der Kater starrte mich weiter an, ohne zu blinzeln. »Mensch ...«, sagte er schließlich, und wenn eine Katze herablassend klingen konnte, dann er in diesem Moment, »... denk doch mal darüber nach, wie absurd deine Frage ist. Ich liege auf meinem Baum und ruhe mich aus, denke an nichts Böses und überlege, ob ich heute auf die Jagd gehen soll, da kommst du angeflogen wie eine Banshee und verscheuchst sämtliche Vögel in der gesamten Umgebung. Und dann hast du auch noch die Dreistigkeit, zu fragen, was ich von dir will.« Er schnaubte und schenkte mir einen sehr katzentypischen verächtlichen Blick. »Mir war ja bewusst, dass die Sterblichen unhöflich und barbarisch sind, aber das geht doch zu weit.«

»Tut mir leid«, murmelte ich reflexartig. »Ich wollte dich nicht verärgern.«

Grimalkin zuckte mit dem Schwanz und legte sich dann hin, um seine Hinterbeine zu putzen.

»Ähm ...«, begann ich nach einem Moment des Schweigens, »ich frage mich, ob du ... ob du mir vielleicht helfen könntest.«

Grimalkin hielt kurz inne, leckte dann aber weiter, ohne aufzuschauen. »Und warum sollte ich das tun?«, fragte er, wobei er die Worte so zwischen die Leckbewegungen flocht, dass er nicht aus dem Rhythmus geriet. Er sah mich immer noch nicht an.

»Ich versuche, meinen Bruder zu finden«, erklärte ich, getroffen von seiner beiläufigen Zurückweisung. »Der Dunkle Hof hat ihn entführt.«

»Mm. Wie schrecklich langweilig.«

»Bitte«, flehte ich. »Hilf mir. Gib mir einen Tipp oder zeig mir einfach, in welche Richtung ich gehen muss. Irgendwas. Ich werde mich auch dafür revanchieren, das verspreche ich dir.«

Grimalkin gähnte, zeigte dabei seine langen Fangzähne und eine rosa

Zunge und sah mich dann endlich an. »Willst du etwa vorschlagen, dass ich dir einen Gefallen tun soll?«

»Genau. Schau, ich werde mich dafür auch irgendwie erkenntlich zeigen, versprochen.«

Belustigt zuckte er mit einem Ohr. »Sei vorsichtig mit dem, was du da sagst«, warnte er mich. »Wenn ich das tue, stehst du in meiner Schuld. Bist du sicher, dass du das willst?«

Ich dachte nicht darüber nach. Ich war so verzweifelt, dass ich allem zugestimmt hätte. »Ja! Bitte, ich muss Puck finden. Das Pferd, auf dem ich geritten bin und das mich abgeworfen hat. Er ist eigentlich gar kein Pferd, weißt du. Er ist ein ...«

»Ich weiß, was er ist«, erwiderte Grimalkin ruhig.

»Wirklich? Oh, großartig. Weißt du denn, wo er hingelaufen sein könnte?«

Er starrte mich wieder an, ohne zu blinzeln, dann zuckte er einmal mit dem Schwanz. Wortlos erhob er sich, sprang elegant auf einen tiefer hängenden Ast und ließ sich von dort zu Boden fallen. Dann machte er einen Buckel, streckte den buschigen Schwanz in die Höhe und verschwand, ohne sich umzusehen, im Unterholz.

Als ich versuchte, mich von den Ästen zu befreien, stöhnte ich auf, denn in meinen Rippen stach es schmerzhaft. Schließlich fiel ich vom Baum und landete hart auf meinem Hinterteil, was mich zu einem Ausdruck verleitete, für den meine Mom mir ebenjenes versohlt hätte. Ich klopfte mir den Staub ab und sah mich suchend nach Grimalkin um.

»Mensch.« Er erschien wie ein grauer Geist zwischen den Büschen. Nur seine großen Augen leuchteten und zeigten, wo er sich befand. »So lautet unsere Übereinkunft: Ich werde dich zu deinem Puck führen, und als Gegenleistung wirst du mir einen kleinen Gefallen schulden, einverstanden?«

Irgendetwas an der Art, wie er das Wort *Übereinkunft* betonte, jagte mir einen Schauer über den Rücken, doch ich nickte.

»Sehr schön. Folge mir. Und versuch möglichst, mit mir Schritt zu halten.«

Leichter gesagt als getan.

Wenn ihr jemals versucht habt, einer Katze durch einen dichten Wald

zu folgen, der voller Dornbüsche, Sträucher und dichtem Unterholz war, wisst ihr ja, dass das fast unmöglich ist.

Ich hatte irgendwann den Überblick verloren, wie oft Grimalkin schon verschwunden war und ich minutenlang mit heftigem Herzklopfen nach ihm suchte, in der Hoffnung, noch auf dem richtigen Weg zu sein. Wenn ich dann endlich sah, wie er sich vor mir zwischen den Bäumen hindurchschob, verspürte ich abgrundtiefe Erleichterung, nur um kurz darauf dasselbe erneut durchzumachen.

Es war auch nicht gerade hilfreich, dass ich ständig daran denken musste, was Puck alles passiert sein konnte. War er tot – von dem düsteren Feenjungen erschossen oder von den Hunden zerfleischt? Oder war es ihm gelungen zu fliehen und er hatte beschlossen, nicht zu mir zurückzukommen, da ich mein Glück auch allein versuchen könnte?

Angst und Ärger stiegen abwechselnd in mir auf. Dann wandten sich meine düsteren Gedanken meinem momentanen Führer zu. Grimalkin schien zu wissen, welchen Weg wir nehmen mussten. Aber woher sollte er wissen, wo Puck war? Aus welchem Grund sollte ich ihm überhaupt vertrauen? Was, wenn der hinterhältige Kater mich in eine Falle lockte?

Gerade, als mir diese unterhaltsamen Gedanken kamen, verschwand Grimalkin mal wieder.

Verdammt, ich werde dem blöden Mistvieh eine Glocke um den Hals hängen, wenn es nicht damit aufhört.

Das Licht schwand, und der Wald wurde noch grauer. Ich blieb stehen und starrte angestrengt in die Büsche, um nach dem flüchtigen Kater Ausschau zu halten. Direkt vor mir raschelte es, was mich etwas erstaunte. Bis jetzt war Grimalkin immer völlig lautlos gewesen.

»Mensch!«, flüsterte eine vertraute Stimme irgendwo über mir. »Versteck dich!«

»Was?«, fragte ich, doch da war es schon zu spät. Zweige brachen, die Büsche teilten sich, und eine Horde wilder Kreaturen stürzte heraus.

Es waren hässliche kleine Wesen, knapp einen Meter groß, mit warziger gelblich-grüner Haut und Knollennasen. Ihre Ohren waren lang und spitz. Sie trugen zerschlissene Kleidung und hatten Speere mit Spitzzen aus Knochen in den gelblichen Krallen. Ihre Gesichter wirkten ge-

mein und grausam, vor allem ihre kleinen Knopfaugen und die Mäuler voller brüchiger gezackter Zähne.

Einen Moment lang blieben sie überrascht blinzelnd stehen. Dann kreischten sie alle gleichzeitig los und drängten vorwärts, um mich mit ihren Speeren zu piken.

»Was ist es? Was ist es?«, fauchte einer, während ich vor den scharfen Spitzen zurückschreckte. Gelächter und Jubelrufe wurden laut, während sie mich einkreisten.

»Das ist eine Elfe«, zischte ein anderer und grinste mich schmierig an. »Vielleicht eine Elfe, die ihre Ohren verloren hat.«

»Nein, ein Ziegenmädchen«, rief ein Dritter. »Gutes Fleisch haben die.«

»Das ist keine Ziege, Blödian! Schau doch, sie hat gar keine Hufe!«

Zitternd sah ich mich nach einem Fluchtweg um, aber wo auch immer ich mich hinwandte, wurden mir scharfe Knochenspitzen entgegengestreckt.

»Bringt sie zum Häuptling«, schlug schließlich einer von ihnen vor. »Der Häuptling wird wissen, was sie ist und ob man sie gefahrlos essen kann.«

»Genau! Der Häuptling wird's wissen!«

Einige von ihnen stürzten sich von hinten auf mich, und ich bekam einen heftigen Schlag in die Kniekehlen. Mit einem Schrei brach ich zusammen, woraufhin mich die ganze Horde johlend und kreischend bedrängte. Ich schrie und trat um mich, schlug mit den Armen und versuchte die Kreaturen loszuwerden, die sich auf mich warfen. Ein paar wurden in die Büsche geschleudert, aber sie sprangen einfach wieder brüllend in die Höhe und warfen sich erneut auf mich. Es hagelte Schläge von überall.

Plötzlich traf mich etwas so hart am Hinterkopf, dass ich Sterne sah, und ich wurde ohnmächtig.

Als ich aufwachte, tanzte die Mutter aller Kopfschmerzen in meinem Schädel Polka. Ich saß in einer aufrechten Position, und irgendetwas, das sich anfühlte wie Besenstiele, drückte schmerzhaft in meinen Rücken. Stöhnend tastete ich meinen Kopf ab, um herauszufinden, ob ich ver-

letzt oder etwas gebrochen war. Doch bis auf eine dicke Beule knapp über dem Haaransatz schien alles in Ordnung zu sein.

Nachdem ich sicher war, dass ich ansonsten unverletzt war, öffnete ich die Augen.

Und bereute es sofort.

Ich hockte in einem Käfig. In einem sehr kleinen Käfig aus Stöcken, die mit Lederriemen zusammengebunden waren. Es war so eng, dass ich kaum den Kopf heben konnte, und als ich mich bewegte, stach mich etwas Spitzes so kräftig in den Arm, dass ich blutete. Ich sah genauer hin und entdeckte entsetzt, dass viele von den Stöcken mit knapp drei Zentimeter langen Dornen besetzt waren.

Hinter den Gitterstäben standen einige Lehmhütten, die ohne erkennbare Anordnung rund um eine große Feuerstelle errichtet waren. Die plumpen, hässlichen kleinen Kreaturen wuselten durch dieses Lager, kämpften miteinander, stritten sich oder nagten einfach an irgendwelchen Knochen herum. Eine Gruppe hatte sich um meinen Rucksack versammelt und zerrte Stück für Stück den Inhalt heraus. Meine Ersatzklamotten schmissen sie einfach in den Dreck, doch die Chipstüten und die Schmerztabletten wurden sofort aufgerissen, der Inhalt probiert und dann darum gestritten. Einer von ihnen schaffte es, eine der Getränkedosen zu öffnen. Dann spritzte er überall mit der klebrigen Flüssigkeit herum, was seine Gefährten mit wütendem Kreischen quittierten.

Schließlich entdeckte ein ziemlich kleines Wesen mit einer schlammverschmierten roten Weste, dass ich wach war. Zischend wieselte es auf meinen Käfig zu und stieß seinen Speer durch die Gitterstäbe. Ich wollte zurückweichen, hatte aber keinen Platz, und so bohrten sich die Dornen in meine Haut, während der Speer mich am Oberschenkel pikte.

»Aua, lass das!«, rief ich, was es aber nur noch weiter anstachelte. Kichernd pikte und stach es zu, bis ich den Speer packte. Die Kreatur fauchte, fluchte und wollte ihn mir entreißen, und so waren wir in ein lächerliches Tauziehen verstrickt, bis ein weiterer Kobold darauf aufmerksam wurde, was wir da machten. Er kam angerannt und stach von der anderen Seite her auf mich ein, sodass ich den Speer mit einem Schrei losließ.

»Hör auf, das Fleisch zu piksen, Greertig«, befahl das zweite, größere Wesen. »Ist nicht gut, wenn das ganze Blut rausläuft.«

»Pah, ich hab mich nur vergewissert, ob es auch schön zart ist, mehr nicht.« Der Kleine schnaubte und spuckte aus, dann starrte er mich mit gierigen roten Augen an. »Worauf warten wir noch? Essen wir es doch endlich.«

»Der Häuptling ist noch nicht wieder da.« Das größere Wesen musterte mich, und entsetzt sah ich, wie ihm ein langer Speichelfaden übers Kinn lief. »Er muss erst klären, ob man das Ding gefahrlos essen kann.«

Sie schenkten mir noch einen sehnsüchtigen Blick, dann stapften sie zurück zur Feuerstelle, wobei sie nicht aufhörten, sich zu streiten und gegenseitig anzuspucken.

Ich zog die Knie an die Brust und versuchte mein Zittern unter Kontrolle zu bekommen.

»Wenn du weinen willst, tu es bitte leise«, murmelte eine vertraute Stimme in meinem Rücken. »Kobolde können Angst riechen. Sie werden dich nur noch mehr quälen, wenn du ihnen einen Grund dafür gibst.«

»Grimalkin?« Mühsam rutschte ich in dem engen Käfig hin und her, bis ich mich umdrehen konnte. Fast unsichtbar hockte der graue Kater an einer Ecke des Käfigs. Seine Augen waren konzentriert zusammengezogen, und er kauete mit seinen starken scharfen Zähnen auf einem der Lederriemen herum.

»Sieh nicht zu mir her, du Idiot!«, fauchte er, und schnell schaute ich in eine andere Richtung. Knurrend zerzte der Kater an einer Gitterstange. »Kobolde sind nicht besonders clever, aber selbst die werden etwas merken, wenn du plötzlich anfängst, mit der Luft zu reden. Bleib einfach ruhig sitzen, dann habe ich dich in ein paar Minuten befreit.«

»Danke, dass du zurückgekommen bist«, flüsterte ich, während ich dabei zusah, wie zwei Kobolde um den Brustkorb irgendeiner armen Kreatur kämpften. Der Streit hatte ein Ende, als der eine Kobold dem anderen mit einer Keule eins überbriet und dann mit seiner Trophäe abzog. Der andere Kobold lag einen Moment lang benommen da, dann rappelte er sich hoch und nahm die Verfolgung auf.

Grimalkin schnaubte abfällig und begann wieder an den Riemen zu

kauen. »Pass auf, dass du dich nicht noch tiefer in meine Schuld begibst«, meinte er, während er kaute. »Wir haben bereits einen Vertrag. Ich habe zugesagt, dich zu Puck zu bringen, und ich löse meinen Teil einer Vereinbarung immer ein. Und jetzt sei still, damit ich weitermachen kann.«

Ich nickte und hielt den Mund, aber plötzlich herrschte großes Geschrei im Lager. Die Kobolde sprangen auf, zischten und rannten wild durcheinander, als eine ziemlich große Kreatur aus dem Wald geschlendert kam und auf die Mitte des Lagers zuhielt.

Es war ebenfalls ein Kobold, aber er war größer, breiter und fieser als seine Kumpels. Er hatte eine leuchtend rote Uniformjacke mit Messingknöpfen an, deren Ärmel hochgekrempt waren, während die Rockschöße über den Boden schleiften. Außerdem trug er ein rostiges Bronzeschwert mit ziemlich schartiger Klinge. Als er fauchend ins Lager stolzierte und die anderen Kobolde kratzbuckelnd vor ihm zurückwichen, wusste ich, dass das der Häuptling war.

»Haltet die Schnauze, ihr jämmerlichen Köter«, brüllte er und schlug nach ein paar Kobolden, die ihm nicht schnell genug Platz machten. »Wertloses Pack! Ich schufte und plünderte die Grenzgebiete, und was habt ihr vorzuweisen? Nichts! Nicht einmal einen Hasen für den Eintopf. Ihr macht mich krank!«

»Häuptling, Häuptling!«, schrien mehrere Kobolde gleichzeitig, zapelten herum und zeigten auf mich. »Schau mal! Schau mal! Wir haben was gefangen! Wir haben es für dich mitgebracht!«

»Hä?« Der Häuptling ließ seinen Blick durch das Lager wandern, bis seine böartigen Augen mich entdeckten. »Was ist das? Habt ihr missratenen Tölpel es etwa geschafft, eine hochwohlgeborene Elfe zu schnappen?«

Er schlenderte auf meinen Käfig zu. Ich konnte es mir nicht verkneifen, kurz einen Blick zu Grimalkin hinüberzuwerfen, weil ich hoffte, der Kater würde fliehen. Doch Grimalkin war nirgendwo zu sehen.

Also schluckte ich schwer, sah auf und begegnete dem Blick aus den roten Augen des Häuptlings.

»Was bei Pans Kronjuwelen ist das?«, schnaubte der Häuptling der Kobolde. »Das ist keine Elfe, ihr Trottel.«

Es sei denn, sie hat ihre Ohren verkauft! Außerdem...« Er sog die

Luft ein und zog die schnauzenartige Nase kraus. »... riecht es anders. Hey, komisches Elfending.« Er schlug mit seinem Schwert gegen den Käfig, was mich heftig zusammenfahren ließ. »Was bist du?«

Der Rest des Koboldstammes versammelte sich um meinen Käfig und beobachtete mich – manche neugierig, aber die meisten einfach nur hungrig. Ich holte tief Luft. »Ich bin ... eine Otaku-Fee«, erklärte ich, woraufhin der Häuptling verwirrt die Stirn runzelte und die anderen Kbolde überraschte Blicke tauschten. Die Menge begann zu tuscheln, und das Geflüster breitete sich schnell aus.

»Eine was?«

»Nie gehört.«

»Ist das lecker?«

»Können wir das essen?«

Der Häuptling runzelte noch immer die Stirn. »Ich muss zugeben, dass ich noch nie einer Otaku-Fee begegnet bin«, knurrte er und kratzte sich am Kopf. »Äh, aber das ist ja auch egal. Du siehst jung und knackig aus, wirst wohl reichen, um mich und meine Truppe ein paar Nächte lang zu ernähren. Also, wie hättest du's gern, Otaku?« Grinsend hob er sein Schwert. »Lebendig kochen oder braten am Spieß über dem Feuer?«

Ich ballte die Hände zu Fäusten, um mein Zittern zu verbergen. »Ist mir beides recht«, erwiderte ich möglichst gelassen. »Morgen wird es sowieso keine Rolle mehr spielen. In meinen Adern fließt ein tödliches Gift. Wenn ihr auch nur einen Bissen von meinem Fleisch nehmt, wird euer Blut anfangen zu kochen, eure Eingeweide werden schmelzen, und ihr werdet euch in einen dampfenden Haufen Dreck verwandeln.«

Der Stamm begann zu fauchen, einige Kbolde fletschten die Zähne und zischten mich an. Ich verschränkte die Arme, hob entschlossen das Kinn und hielt dem Blick des Koboldhäuptlings stand.

»Also los, esst mich ruhig. Dann seid ihr morgen nur noch eine Schlammputze, die im Boden versickert.«

Einige Kbolde wichen vor mir zurück, aber der Häuptling blieb ungerührt. »Haltet die Klappe, ihr winselnden Schlappschwänze!«, fauchte er die nervösen Kbolde an. Dann musterte er mich säuerlich und spuckte aus. »Wir können dich also nicht essen, was?« Er klang nicht sonderlich beeindruckt. »Echt schade. Aber glaub nicht, dass dich das

rettet, Mädchen. Wenn du wirklich so tödlich bist, werde ich dich jetzt trotzdem umbringen. Ich werde dich langsam ausbluten lassen, sodass mir das Gift in deinem Blut nichts anhaben kann. Dann werde ich dich häuten und deine Haut an meine Tür hängen – und aus deinen Knochen mache ich Pfeilspitzen. Wie meine Großmutter immer gesagt hat: Bloß nichts verschwenden.«

»Warte!«, schrie ich, als er vortrat und sein Schwert hob. »Es – es wäre eine Schande und Verschwendung, wenn ich so enden würde«, stammelte ich, während er mich misstrauisch anstarrte. »Es *gibt* einen Weg, mein Blut von dem Gift zu reinigen, sodass ich genießbar werde. Wenn ich sowieso sterben muss, möchte ich lieber gegessen werden statt gefoltert.«

Der Häuptling lächelte. »Ich wusste doch, dass du das auch so sehen würdest«, höhnte er. Er drehte sich zu seinen Untergebenen um und reckte die Brust. »Seht ihr das, ihr Hunde? Euer Häuptling kümmert sich eben um euch! Heute Nacht gibt es ein Festmahl!«

Lauter Jubel brach los, woraufhin sich der Häuptling wieder zu mir umdrehte und mir sein Schwert vor die Nase hielt. »Also, Otaku-Mädchen. Was ist dein Geheimnis?«

Meine Gedanken rasten. »Um mein Blut von dem Gift zu befreien, müsst ihr mich mit einigen reinigenden Zutaten in einem großen Kessel kochen. Quellwasser von einem Wasserfall, eine Eichel vom größten Eichenbaum, blaue Pilze und ... äh ...«

»Sag bloß nicht, du hast es vergessen«, meinte der Häuptling drohend und stocherte mit der Schwertspitze durch die Stäbe. »Vielleicht kann ich deinem Gedächtnis ja auf die Sprünge helfen.«

»Feenstaub!«, platzte ich verzweifelt heraus. Er blinzelte verwundert. »Und zwar von einer lebendigen Blumenfee«, fügte ich hinzu, »keine tote. Wenn sie dabei stirbt, wirkt das Rezept nicht.« Ich konnte nur beten, dass es in dieser Welt Blumenfeen gab. Wenn nicht, war ich schon so gut wie tot.

»Hm«, grunzte der Häuptling und wandte sich an seine gespannt wartenden Stammesmitglieder. »Alles klar, ihr Trottel. Ihr habt es gehört! Ich will diese Zutaten noch vor dem Morgengrauen hier haben! Wer nicht arbeitet, wird auch nichts essen! Und jetzt bewegt euch!«

Die Menge lief auseinander. Zischend, plappernd und fluchend verschwanden sie im Wald und ließen nur eine Wache zurück, die sich gelangweilt auf einen krummen Speer stützte.

Der Häuptling musterte mich argwöhnisch und stach noch einmal sein Schwert durch die Gitterstäbe. »Glaub bloß nicht, dass du mich reinlegen kannst, indem du mir falsche Zutaten nennst«, drohte er. »Ich werde dir erst mal einen Finger abschneiden und ihn in die Brühe werfen, dann wird einer meiner Jungs ihn probieren. Wenn er stirbt oder sich in eine Pfütze verwandelt, werden wir dir einen langen, qualvollen Tod bereiten. Verstanden?«

Fröstelnd nickte ich. Ich wusste, dass keiner der Kobolde sterben würde, denn das angebliche Gift und das Rezept für die Brühe waren – natürlich – frei erfunden. Trotzdem war ich nicht begeistert von der Aussicht, einen Finger zu verlieren. Total verängstigt traf es besser.

Der Häuptling spuckte aus und sah sich dann in dem verlassenem Lager um. »Mann, keiner dieser Hunde wird wissen, wie man eine Blumenelfe fängt«, murmelte er schließlich und kratzte sich hinter dem Ohr. »Und wenn sie eine erwischen, würden sie sie wahrscheinlich einfach fressen. Verdammte, ich muss wohl selbst eine suchen. Bugrat!«

Ein paar Meter entfernt ging der einsame Wachmann in Habtachtstellung. »Häuptling?«

»Behalte unser Abendessen im Auge«, befahl der Häuptling und schob sein Schwert in die Scheide. »Wenn es fliehen will, schneide ihm die Füße ab.«

»Alles klar, Häuptling.«

»Ich gehe auf die Jagd.« Der Häuptling warf mir einen letzten warnenden Blick zu, dann verschwand er im Unterholz.

»Das war schlau«, murmelte Grimalkin, und er klang gegen seinen Willen beeindruckt.

Ich nickte nur nach Luft ringend. Einen Moment später hörte ich wieder Kaugeräusche.

Es dauerte noch eine ganze Weile. Solange nagte ich nervös an meiner Unterlippe, wrang die Hände und versuchte, Grimalkin nicht alle zwanzig Sekunden zu fragen, wie er vorankam. Während sich die Minuten hinzogen, beobachtete ich nervös die umstehenden Bäume und

den Rest des Waldes, da ich erwartete, den Häuptling oder die Koboldhorden jeden Moment durch das Unterholz brechen zu sehen. Der einsame Wächter schritt die Grenze des Lagers ab und warf mir jedes Mal, wenn er vorbeikam, giftige Blicke zu, was für Grimalkin das Zeichen war, unsichtbar zu werden. Endlich, nach der achten oder neunten Runde, hörte ich Grimalkins Stimme, nachdem der Wärter mich passiert hatte.

»So, ich denke, jetzt müsstest du durchpassen.«

Ich drehte mich um, so gut es ging. Als ich die Gitterstäbe in Augenschein nahm, sah ich, dass einige der Lederriemen durchgekauert waren, ein Beweis für Grims starke Kiefer und scharfe Zähne.

»Komm schon, komm schon, lass uns gehen«, zischte Grimalkin und schlug mit seinem Schwanz. »Du kannst später noch dumm schauen – sie kommen zurück.«

Um mich herum raschelte es in den Büschen, und raues Gelächter erklang, das immer näher kam. Mit klopfendem Herzen packte ich die Gitterstäbe, wobei ich sorgfältig die Dornen mied, und drückte. Sie rührten sich nicht, sie wurden von eingeflochtenen Zweigen blockiert, also schob ich fester. Es war ungefähr so, wie wenn man versuchte, sich durch eine dichte Dornenhecke zu schieben. Die Stäbe bewegten sich etwas und lockten mich mit der Aussicht auf Freiheit, aber dann stellten sie sich stur und gaben nicht weiter nach.

Der Häuptling trat, gefolgt von drei Kobolden, aus dem Wald. Er hielt etwas Kleines in der Hand, das wie wild zappelte, und seine Anhänger waren mit blassblauen, giftig aussehenden Pilzen beladen.

»Die Pilze waren leicht«, schnaubte der Häuptling und streifte seine Begleiter mit einem abfälligen Blick. »Jeder Vollidiot kann Pflanzen sammeln. Aber wenn ich es diesen Hunden überlassen hätte, eine Blumenelfe zu fangen, wären wir nur noch Haut und Knochen, bis ...« Er hielt abrupt inne und starrte zu mir herüber. Einen Moment lang stand er nur da und blinzelte, dann kniff er die Augen zusammen und ballte die Fäuste. Das Wesen in seiner Hand quietschte schrill, als der Kobold es zerquetschte und zu Boden schleuderte. Mit einem wütenden Brüllen zog der Häuptling sein Schwert.

Ich kreischte auf und rüttelte so stark an den Stäben, wie ich konnte.

Endlich brachen die Zweige, die Rückseite des Käfigs löste sich, und ich war frei.

»Lauf!«, schrie Grimalkin, doch ich brauchte keine weitere Ermunterung. Wir rannten in den Wald, verfolgt von den wütenden Schreien der Koblode.

Das Mondscheinwesen

Ich hetzte durch den Wald und versuchte, so gut ich konnte, Grimalkins schattenhafter Gestalt zu folgen, während mir Äste und Blätter ins Gesicht schlugen. Hinter mir krachten Zweige, hallte das Fauchen der Koblode, und die wütenden Schimpftiraden des Häuptlings dröhnten mir immer lauter in den Ohren. Mein Atem ging keuchend, und meine Lungen brannten, aber ich zwang meine Beine, immer weiter zu rennen. Und ich wusste genau: Sollte ich stolpern oder hinfallen, würde ich sterben.

»Hier entlang!«, hörte ich Grimalkin rufen, als er in einen Brombeerbusch schoss. »Wenn wir es bis zum Fluss schaffen, sind wir in Sicherheit! Koblode können nicht schwimmen!«

Ich folgte ihm ins Gestrüpp und machte mich gefasst auf die Dornen, die sich in meine Haut bohren und meine Kleider zerfetzen würden. Doch die Zweige teilten sich vor mir, wie sie es getan hatten, als ich mit Puck unterwegs gewesen war, und ich schlüpfte fast unversehrt hindurch.

Als ich das Brombeergestrüpp hinter mir hatte, hörte ich ein lautes Krachen, gefolgt von schrillum Geheul und derben Flüchen. Offensichtlich war dieser Weg für die Koblode nicht so leicht zu passieren, und während ich weiterlief, schickte ich ein stummes Dankgebet an jene Kräfte, die hier am Werk waren.

Über das Rauschen in meinen Ohren und meine lauten Atemzüge hinweg hörte ich schließlich das Plätschern von Wasser. Kurz darauf stolperte ich zwischen den Bäumen hervor, wo der Boden abrupt zu einem felsigen Ufer hin abfiel. Ein großer Fluss lag vor mir, knapp hundert Meter breit. Und es gab in Sichtweite weder Brücken noch Flöße.

Da eine wabernde Nebelbank über der Wasseroberfläche schwebte, konnte ich nicht einmal richtig bis zur anderen Seite sehen.

Grimalkin stand am Ufer und schlug ungeduldig mit dem Schwanz. In dem dichten Nebel war er beinahe unsichtbar.

»Beeil dich!«, befahl er mir, als ich die Böschung hinunterstolperte. Meine Beine brannten vor Erschöpfung. »Das Reich des Erlkönigs liegt auf der anderen Seite. Du musst hinüberschwimmen, schnell!«

Ich zögerte. Wenn in stillen Teichen Pferdemonster lauerten, was lebte dann in großen schwarzen Flüssen? Bilder von Riesenfischen und Seeungeheuern blitzten in meinem Kopf auf.

Da flog etwas an meinem Arm vorbei und prallte klappernd von den Felsen ab. Es war ein Koboldspeer. Seine gelblich weiße Knochenspitze glänzte zwischen den Steinen. Ich wurde blass. Entweder blieb ich hier und wurde aufgespießt, oder ich suchte mein Heil im Fluss.

Hastig rutschte ich das restliche Ufer hinunter und stürzte mich in die Fluten.

Die Kälte war ein Schock, und ich schnappte nach Luft, während ich gegen die Strömung ankämpfte, die mich flussabwärts ziehen wollte. Ich war eine ziemlich gute Schwimmerin, aber meine Gliedmaßen fühlten sich an wie Pudding, und meine Lungen pumpeten krampfhaft, um genug Sauerstoff zu bekommen. Ich strampelte mit den Beinen, ging unter und schluckte Wasser, bis meine Lungen schmerzten. Durch die Strömung wurde ich immer weiter abgetrieben, wobei ich versuchte, meine Panik niederzukämpfen.

Ein weiterer Speer zischte über meinen Kopf hinweg. Ich blickte zurück und sah, wie die Kobolde mich am Ufer entlang verfolgten. Sie kletterten über die Felsen und schleuderten ihre Speere nach mir. Nackte Angst packte mich und verlieh mir neue Kraft. Ich hielt auf das andere Ufer zu, ruderte wie wild mit Armen und Beinen und kämpfte verzweifelt gegen die Strömung an. Immer mehr Speere schlugen um mich herum im Wasser ein, aber glücklicherweise schien die Treffsicherheit der Kobolde ungefähr so ausgeprägt zu sein wie ihre Intelligenz.

Als ich kurz vor der Nebelbank war, traf etwas mit enormer Kraft meine Schulter und jagte lähmende Schmerzen durch meinen gesamten Rücken. Ich konnte noch einmal keuchend Luft holen, dann ging ich

unter. Der Schmerz war so heftig, dass ich meinen Arm nicht mehr bewegen konnte. Als mich die Strömung in die Tiefe zog, war ich sicher, dass ich sterben würde.

Auf einmal packte etwas mein Handgelenk, und ich spürte, wie ich nach oben gezogen wurde. Mein Kopf stieß durch die Wasseroberfläche, und ich sog panisch Luft in meine leeren Lungen, während ich gleichzeitig die Schwärze zurückdrängte, die am Rande meines Gesichtsfeldes lauerte. Als meine Sinne langsam zurückkehrten, wurde mir bewusst, dass ich durchs Wasser gezogen wurde, aber ich sah rundherum nichts außer Nebel. Dann hatte ich plötzlich wieder Boden unter den Füßen.

Als Nächstes nahm ich wahr, dass ich im Gras lag und die Sonne mir das Gesicht wärmte. Meine Augen waren geschlossen. Vorsichtig öffnete ich sie einen Spaltbreit.

Das Gesicht eines Mädchens schwebte über mir. Ich spürte, wie ihre blonden Haare meine Wangen berührten, und ihre großen grünen Augen musterten mich besorgt und auch neugierig. Ihre Haut hatte die Farbe von Sommergras, und an ihrem Hals glänzten winzige silbrige Schuppen. Als sie mich angrinste, sah ich, dass ihre Zähne scharf und spitz waren wie die eines Aals.

In meiner Kehle stieg ein Schrei auf, doch ich unterdrückte ihn. Dieses ... Mädchen ... hatte mir gerade das Leben gerettet, selbst wenn sie nur vorhatte, mich anschließend zu fressen. Es wäre sehr unhöflich, ihr jetzt ins Gesicht zu schreien. Außerdem könnten abrupte Bewegungen vielleicht einen aggressiven Fressflash bei ihr auslösen. Ich durfte keine Angst zeigen. Also holte ich tief Luft und setzte mich auf, wobei ein stechender Schmerz durch meine Schulter fuhr.

»Äh ... hallo«, stammelte ich, während sie sich auf die Fersen sinken ließ und mich stumm musterte. Ich war überrascht, dass sie keinen Fischschwanz, sondern Beine hatte, obwohl ihr Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen wuchsen – und sie sicherlich sehr, sehr scharfe Krallen besaß. Ein kurzes weißes Kleid bedeckte ihren Körper, der Saum war noch klatschnass. »Ich bin Meghan. Und wie heißt du?«

Sie legte den Kopf schief und erinnerte mich plötzlich an eine Katze, die sich nicht entscheiden konnte, ob sie die Maus nun fressen oder lieber mit ihr spielen sollte. »Du siehst lustig aus«, verkündete sie schließ-

lich. Ihre Stimme klang wie das Plätschern von Wasser über Steine.

»Was bist du?«

»Ich? Ich bin ein Mensch.« Sobald ich es ausgesprochen hatte, wünschte ich, ich hätte es nicht gesagt. In den Märchen, an die ich mich jetzt immer besser erinnern konnte, waren Menschen immer entweder Fressen, Spielzeug oder Opfer tragischer Liebe. Und wie ich gerade mit atemberaubendem Tempo herausfand, hatten die Bewohner dieser Welt kein Problem damit, ein sprechendes, intelligentes Lebewesen zu verSpeisen. In der Nahrungskette stand ich hier auf derselben Stufe wie ein Kaninchen oder Eichhörnchen. Das war ein beängstigender Gedanke, der einen demütig werden ließ.

»Ein Mensch?« Das Mädchen neigte den Kopf zur anderen Seite. Kurz sah ich unter ihrem Kinn rosa Kiemen aufblitzen. »Meine Schwestern haben mir Geschichten über die Menschen erzählt. Sie haben gesagt, dass sie ihnen manchmal etwas vorsingen, um sie ins Wasser zu locken.« Sie grinste und entblöbte dabei ihre scharfen, spitzen Zähne. »Ich habe schon geübt. Willst du es hören?«

»Nein, das will sie mit Sicherheit nicht.« Grimalkin stolzierte durch das Gras auf uns zu und reckte seinen buschigen Schwanz kerzengerade in die Höhe. Der Kater war tropfnass, das Wasser lief ihm in kleinen Bächen aus dem Fell, und er wirkte alles andere als erfreut. »Kusch«, knurrte er das Mädchen an, woraufhin sie zischend zurückwich und die Zähne fletschte. Grimalkin schien das nicht zu beeindruckten. »Verschwinde! Ich habe momentan keine Lust, mit kleinen Nixen zu spielen. Na los, fort mit dir!«

Das Mädchen fauchte noch einmal und ließ sich dann wie ein Seehund ins Wasser gleiten. Als sie die Mitte des Flusses erreicht hatte, warf sie uns noch einen bösen Blick zu, bevor sie unter viel Gespritze verschwand.

»Nervtötende Sirenen«, meckerte Grimalkin, bevor er den Blick auf mich richtete und die Augen zu Schlitzten verengte. »Du hast ihr doch nichts versprochen, oder?«

»Nein.« Ich wurde ärgerlich. Natürlich war ich froh, den Kater zu sehen, aber seine Einstellung passte mir nicht. Schließlich war es nicht meine Schuld, dass uns die Koblode gejagt hatten. »Du hättest sie nicht vergraulen müssen, Grim. Immerhin hat sie mir das Leben gerettet.«

Der Kater schlug mit dem Schwanz und bespritzte mich mit kleinen Wassertröpfchen. »Sie hat dich nur aus reiner Neugier aus dem Fluss gezogen. Wenn ich nicht gekommen wäre, hätte sie dich entweder mit ihrem Gesang zurück ins Wasser gelockt und ertränkt, oder sie hätte dich einfach so gefressen. Zum Glück sind Nixen nicht besonders mutig. Sie ziehen Kämpfe unter Wasser vor, wo sie den Vorteil auf ihrer Seite haben. Und nun würde ich vorschlagen, dass wir uns einen Schlafplatz suchen. Du bist verletzt, und die Schwimmstunde hat mich ziemlich angestrengt. Falls du gehen kannst, würde ich dir raten, das jetzt zu tun.«

Ich zog eine Grimasse, rappelte mich aber mühsam auf. Meine Schulter fühlte sich an, als würde sie brennen, aber wenn ich den Arm eng an die Brust drückte, reduzierte sich der Schmerz auf ein dumpfes Pochen. Ich biss mir auf die Lippe, dann folgte ich Grimalkin weg vom Fluss und hinein in das Reich des Erlkönigs.

Trotz Nässe, Erschöpfung und Schmerzen fand ich immer noch die Energie zu gaffen. Bald fühlten sich meine Augen vom Starren riesig und geschwollen an. Das Land auf dieser Seite des Flusses war völlig anders als der unheimliche graue Wald der wilden Feen. Hier waren die Farben nicht blass und verwaschen, sondern extrem strahlend und lebendig. Die Bäume waren knallgrün, die Blumen schreiend bunt. Blätter funkelten rasiermesserscharf im Licht, und die Blüten fingen das Sonnenlicht ein wie Edelsteine. Es war alles wunderschön, aber während ich mich umsah, überkam mich ein beklemmendes Gefühl, das ich einfach nicht mehr loswurde. Alles schien ... irgendwie falsch zu sein, als hätte die Realität nur einen schicken Anstrich erhalten, als würde ich hier gar nicht die wahre Welt sehen.

Meine Schulter schmerzte, und die Haut um die Wunde war heiß und geschwollen. Während die Sonne am Himmel höher stieg, kroch die pulsierende Hitze in meinen Arm und breitete sich über meinen Rücken aus. Schweiß lief mir übers Gesicht und in die Augen, und meine Knie wurden weich.

Schließlich brach ich keuchend unter einer Tanne zusammen. Mein Körper war gleichzeitig heiß und kalt. Grimalkin schlug einen Bogen

und kam mit steil aufgerektem Schwanz zu mir zurückgetrottet. Einen Moment lang sah ich zwei Grimalkins, doch dann blinzelte ich den Schweiß aus meinen Augen, und da war nur einer.

»Irgendetwas stimmt nicht mit mir«, keuchte ich, als der Kater mir einen gleichgültigen Blick zuwarf. Plötzlich sprangen seine Augen aus seinem Gesicht und schwebten zwischen uns in der Luft. Ich blinzelte, diesmal heftiger, und sie waren wieder normal.

Grimalkin nickte. »Traumgespinstgift«, erklärte er zu meiner Bestürzung. »Kobolde tränken ihre Speere und Pfeile in Gift. Wenn die Wahnvorstellungen einsetzen, bleibt einem nicht mehr viel Zeit.«

Angestrengt holte ich Luft. »Gibt es kein Heilmittel?«, flüsterte ich und ignorierte den Farn, der auf mich zugekrochen kam wie eine mit Blättern besetzte Spinne. »Jemanden, der mir helfen kann?«

»Doch, dorthin sind wir gerade unterwegs.« Grimalkin stand auf und drehte den Kopf zu mir zurück. »Es ist nicht mehr weit, Mensch. Achte nur auf mich und versuche alles andere zu ignorieren, egal, was es ist.«

Ich brauchte drei Anläufe, um wieder auf die Beine zu kommen. Schließlich schaffte ich es, mich hochzustemmen und lange genug aufrecht stehen zu bleiben, um einen Schritt zu machen. Und dann noch einen. Und noch einen. Kilometerweit lief ich hinter Grimalkin her, oder zumindest fühlte es sich so an.

Nachdem sich der erste Baum mit zitternden Ästen auf mich stürzen wollte, wurde es immer schwieriger, mich zu konzentrieren. Einige Male hätte ich Grimalkin fast aus den Augen verloren, als die Landschaft sich schrecklich verzerrte und mit dürren Fingern nach mir griff. Aus den Schatten winkten mir dunkle Gestalten zu und riefen meinen Namen. Der Boden verwandelte sich in eine brodelnde Masse aus Spinnen und Tausendfüßlern, die an meinen Beinen hochkrochen. Ein Reh trat vor mir auf den Pfad, neigte den Kopf und fragte mich nach der Uhrzeit.

Grimalkin hielt inne, sprang auf einen Felsen – wobei er dessen empörte Rufe, gefälligst von ihm runterzugehen, ignorierte – und drehte sich zu mir um. »Ab hier bist du auf dich allein gestellt, Mensch«, erklärte er, oder es war zumindest das, was ich über das Geschrei des Felsens hinweg verstand. »Geh einfach weiter, bis *er* sich zeigt. Er schuldet mir noch einen Gefallen, allerdings hegt er auch ein grundsätzliches

Misstrauen Menschen gegenüber. Die Chancen, dass er dir hilft, stehen also etwa fünfzig zu fünfzig. Unglücklicherweise ist er der Einzige, der dich jetzt noch heilen kann.«

Stirnrunzelnd versuchte ich, seinen Worten zu folgen, aber sie schwirrten wie Fliegen um meinen Kopf, und ich bekam sie nicht zu fassen. »Wovon redest du?«, fragte ich.

»Du wirst wissen, was ich meine, wenn du ihn findest – falls du ihn findest.« Der Kater legte den Kopf schief und musterte mich kritisch. »Du bist doch noch Jungfrau, oder?«

Ich entschied, dass der letzte Teil wohl ein Produkt meines Deliriums war. Bevor ich ihm weitere Fragen stellen konnte, verschwand Grimalkin und ließ mich völlig verwirrt und planlos zurück. Ich versuchte, mit der Hand einen Wespenschwarm zu verscheuchen, der um meinen Kopf kreiste, und stolperte hinter ihm her.

Eine Ranke hob sich und wand sich um meinen Fuß.

Ich fiel, durchschlug den Boden und landete auf einem Bett aus gelben Blumen. Die Blüten wandten mir ihre winzigen Gesichter zu und schrien, was die Luft mit Pollen erfüllte. Als ich mich aufsetzte, fand ich mich in einem von Mondlicht überfluteten Hain wieder. Der Boden war von Blumen bedeckt. Bäume tanzten, Steine lachten mich an, und winzige Lichter schossen durch die Luft.

Meine Beine wurden schwer, und plötzlich war ich sehr müde. Am Rand meines Gesichtsfelds erschienen schwarze Flecken. Ich lehnte mich gegen einen Baum und beobachtete die herumschwirrenden Lichter. Ein Teil von mir realisierte schwach, dass ich aufgehört hatte zu atmen, doch dem Rest von mir war es egal.

Ein Mondstrahl löste sich von den Bäumen und glitt auf mich zu. Ich beobachtete ihn teilnahmslos, da ich wusste, dass es nur eine Halluzination war. Als er näher kam, flirrte er kurz und verwandelte sich dann in etwas, das mich erst an ein Reh erinnerte, dann an eine Ziege oder ein Pony. Auf seiner Stirn wuchs ein Horn aus Licht, und es musterte mich mit wissenden goldenen Augen.

»Hallo, Meghan Chase.«

»Hallo«, erwiderte ich, obwohl sich meine Lippen nicht bewegten und ich ja auch keinen Atem hatte, um zu sprechen. »Bin ich tot?«

»Nicht ganz.« Das Mondscheinwesen lachte leise und schüttelte seine Mähne. »Es ist nicht dein Schicksal, hier zu sterben, Prinzessin.«

»Oh.« Ich grübelte darüber nach, wobei die Gedanken träge durch meinen Kopf tanzten. »Woher weißt du, wer ich bin?«

Das Wesen schnaubte und schlug mit seinem Löwenschwanz. »Diejenigen unter uns, die den Himmel beobachten, haben dein Kommen schon lange vorhergesehen, Meghan Chase. Auslöser strahlen immer hell, und dein Licht scheint heller als alles, was ich je zuvor gesehen habe. Bleibt nur die Frage, welchen Weg du wählen wirst und auf welche Art du herrschen möchtest.«

»Ich verstehe nicht.«

»Das sollst du auch gar nicht.« Das Mondscheinwesen trat vor und atmete tief ein und aus. Silbrige Luft fegte über mich hinweg, und mir fielen die Augen zu. »Schlaf jetzt, meine Prinzessin. Dein Vater erwartet dich. Und sage Grimalkin, dass ich mich aus persönlichen Gründen entschieden habe, dir zu helfen, nicht um einen Gefallen einzulösen. Wenn er mich das nächste Mal ruft, wird das das letzte Mal sein.«

Ich wollte nicht schlafen. Mir schwirrten so viele drängende Fragen durch den Kopf. Ich öffnete gerade den Mund, um nach meinem Vater zu fragen, als das Wesen mit seinem Horn meine Brust berührte und ein Hitzeschwall meinen Körper durchflutete. Keuchend riss ich die Augen auf.

Der Hain im Mondschein war verschwunden. Stattdessen stand ich auf einer Wiese, auf der sich hohes Gras im Wind wiegte, während sich der Horizont rosa verfärbte. Die letzten Spuren eines seltsamen Traums schwebten durch mein Bewusstsein: tanzende Bäume, sprechende Rehe und ein Wesen aus Reif und Mondlicht. Ich fragte mich, was davon real und was ein Produkt meines Fieberwahns gewesen war. Ich fühlte mich gut – sogar sehr gut. Einiges davon musste real gewesen sein.

Dann raschelte es im Gras, als würde sich etwas anschleichen.

Ich wirbelte herum und entdeckte ein paar Schritte entfernt meinen Rucksack, dessen grelles Orange sich deutlich vom grünen Gras abhob. Ich machte ihn auf. Das Essen war natürlich verschwunden, genau wie die Taschenlampe und die Schmerztabletten, aber meine Ersatzklamotten waren da – zu einem Ball zusammengerollt und klatschnass.

Verwirrt starrte ich den Rucksack an. Wer konnte ihn den ganzen Weg vom Lager der Kobolde hierher gebracht haben? Ich glaubte nicht, dass Grimalkin deswegen noch einmal zurückgegangen war, insbesondere da er dafür noch einmal durch den Fluss gemusst hätte. Und trotzdem hielt ich meinen Rucksack in den Händen – er war nass und muffig, aber er war da. Zumindest die Klamotten würden trocknen.

Und dann fiel mir noch etwas anderes ein. Etwas, was mich schmerzhaft zusammenzucken ließ.

Ich zog den Reißverschluss des Seitenfachs auf und holte meinen tropfenden, wassergetränkten iPod hervor.

»Verdammt.« Seufzend untersuchte ich das Gerät. Das Display war völlig ruiniert, und damit waren die Ersparnisse eines Jahres futsch. Als ich ihn schüttelte, hörte ich Wasser darin plätschern. Nicht gut. Nur um ganz sicherzugehen, stöpselte ich die Kopfhörer ein und schaltete den iPod an. Nichts. Nicht einmal ein Rauschen. Er war definitiv Schrott.

Traurig schob ich ihn wieder in das Seitenfach und zog den Reißverschluss zu. So viel also zu Aerosmith im Feenland. Ich wollte mich gerade auf die Suche nach Grimalkin machen, als ein Kichern über meinem Kopf mich aufblicken ließ.

Zwischen den Ästen kauerte etwas. Etwas Kleines, Missgebildetes, das mich aus rot glühenden Augen beobachtete. Ich erkannte einen sehningen Körper, lange, dürre Arme und Ohren wie die eines Kobolds. Aber es war kein Kobold. Dazu war es zu klein, und außerdem schien es, was wesentlich beunruhigender war, intelligent zu sein.

Als das Monster bemerkte, dass ich es entdeckt hatte, schenkte es mir ein mattes Grinsen. Seine spitzen, rasiermesserscharfen Zähne leuchteten kurz auf wie neonblaues Feuer, bevor es verschwand. Und damit meine ich nicht, dass es weggekrabbelt oder wie ein Geist langsam verblasst wäre. Es war von einem Moment auf den anderen einfach *weg*, wie ein Bild auf einem Computermonitor.

Wie das Ding, das ich im Computerraum gesehen hatte.

Eindeutig Zeit, von hier abzuhausen.

Ich fand Grimalkin, wie er auf einem Stein ein Sonnenbad nahm. Er hatte die Augen geschlossen und schnurrte leise. Als ich angerannt kam, blinzelte er träge mit einem Auge.

»Wir müssen weiter«, verkündete ich, während ich meinen Rucksack aufsetzte. »Du wirst mich zu Puck bringen, dann rette ich Ethan, und wir kehren nach Hause zurück. Und wenn ich danach *nie wieder* einen Kobold, eine Nixe, Cat Sidhe oder was auch immer sehen werde, ist das immer noch definitiv zu früh.«

Grimalkin gähnte. Provozierend langsam stand er auf, streckte sich, gähnte noch mal, kratzte sich hinter dem Ohr und prüfte, ob auch jedes Haar an seinem Platz war. Ich stand daneben, trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und hätte ihn am liebsten am Nacken gepackt und geschüttelt. Doch dafür hätte er mich wahrscheinlich in Stücke zerrissen.

»Arkadia, der Sommerhof, ist nahe«, erklärte Grimalkin, als er sich schließlich für startklar hielt. »Denk dran, du schuldest mir einen kleinen Gefallen, wenn wir deinen Puck gefunden haben.« Er sprang von dem Stein auf den Boden und sah mich ernst an. »Ich werde meine Gegenleistung einfordern, sobald wir ihn gefunden haben. Vergiss das nicht.«

Wir wanderten stundenlang durch einen Wald, der immer dichter zu werden schien. Aus dem Augenwinkel glaubte ich zu sehen, wie Äste, Blätter und sogar Stämme sich bewegten und verschoben, um nach mir zu greifen. Manchmal kam ich auch an einem Baum oder Strauch vorbei, nur um ein paar Meter weiter genau denselben zu entdecken. Aus dem Blätterdach über uns erklang Gelächter, und seltsame Lichter blinkten und tanzten in der Ferne. Einmal spähte ein Fuchs unter einem umgefallenen Baumstamm hervor, und ein menschlicher Schädel saß auf seinem Kopf. Nichts davon brachte Grimalkin aus der Ruhe, der mit erhobenem Schwanz den Pfad entlangstolzerte und sich kein einziges Mal umdrehte, um sich zu vergewissern, ob ich mitkam.

Die Nacht war angebrochen, und ein riesiger blauer Mond stand hoch über uns, als Grimalkin plötzlich stehen blieb und die Ohren anlegte. Fauchend huschte er vom Pfad und verschwand zwischen einigen Farnbüschen. Als ich überrascht aufschaute, sah ich zwei Reiter näher kommen, die in der Dunkelheit hell leuchteten. Ihre Pferde waren silbergrau, und ihre Hufe berührten nicht den Boden, als sie direkt auf mich zu galoppierten.

Ich blieb still stehen und ließ sie herankommen. Es hatte keinen Sinn, vor Jägern zu Pferde weglaufen zu wollen. Als sie kurz vor mir waren, konnte ich Einzelheiten erkennen: Die Reiter waren groß und schön, mit scharfen Gesichtszügen und rötlichen Haaren, die sie zusammengebunden hatten. Sie trugen silberne Rüstungen, die im Mondlicht funkelten, und lange, schmale Schwerter hingen an ihren Seiten.

Die Pferde umkreisten mich und schnaubten, sodass ihr Atem in großen Wolken in der Luft hing. Die Ritter blieben in ihren Sätteln sitzen und blickten auf mich herab. Sie waren unnatürlich schön – ihre Gesichter zu fein gezeichnet und zu grazil, um real zu sein.

»Bist du Meghan Chase?«, fragte einer der beiden mit einer Stimme, die hell und rein klang wie ein Flötenton. Seine Augen funkelten in der Farbe eines Sommerhimmels.

Ich schluckte. »Ja.«

»Du wirst uns begleiten. Seine Majestät König Oberon, Herr des Sommerhofes, schickt nach dir.«

Am Lichten Hof

Ich saß vor einem der Elfenritter, der einen Arm sicher um meine Hüfte gelegt hatte, während er mit der anderen Hand die Zügel hielt. Grimalkin lag warm und schwer auf meinem Schoß, döste vor sich hin und weigerte sich, mit mir zu sprechen. Die Ritter antworteten ebenfalls nicht auf meine Fragen: Wohin wir ritten, ob sie Puck kannten oder was König Oberon von mir wollte. Ich wusste nicht einmal, ob ich nun eine Gefangene oder ein Gast dieser Leute war, obwohl ich davon ausging, dass ich es noch früh genug herausfinden würde. Die Pferde flogen über den Pfad, und schließlich bemerkte ich, wie sich der Wald langsam lichtete.

Als wir die Bäume hinter uns ließen, erhob sich vor uns ein riesiger Hügel. Er ragte in seiner ganzen ewigen, grasbewachsenen Pracht vor uns auf, und sein Gipfel schien bis in den Himmel zu reichen. Überall wuchsen Dornbüsche und Brombeersträucher, besonders rund um den Gipfel, sodass das ganze Ding mich an einen großen bärtigen Kopf

erinnerte. Um den Fuß des Hügels zog sich eine dichte Hecke, deren Dornen zum Teil länger waren als mein Arm.

Die Ritter trieben ihre Pferde auf den dichtesten Teil der Hecke zu. Dabei war ich nicht überrascht, als sich die Zweige vor ihnen teilten und einen Rundbogen bildeten, unter dem wir hindurchritten, bevor sie mit einem lauten Knirschen wieder in ihre alte Position zurückkehrten.

Ich war allerdings schon überrascht, als die Pferde direkt auf den Hügel zuhielten, ohne langsamer zu werden, und ich klammerte mich fest an Grimalkin, der protestierend fauchte. Der Hügel öffnete sich nicht und wich auch nicht irgendwie zur Seite aus. Wir ritten einfach *in* den Hügel hinein, was mir einen Schauer über den Rücken jagte, der sich bis in meine Zehen ausbreitete.

Ich blinzelte und starrte auf das reinste Durcheinander.

Vor mir erstreckte sich ein riesiger Hof, eine große runde Fläche mit Elfenbeinsäulen, Marmorstatuen und blühenden Bäumen. Springbrunnen schleuderten Wasserfontänen in die Luft, bunte Lichter tanzten über den Becken, und überall wuchsen Blumen in allen Farben des Regenbogens. Leise Musik drang an mein Ohr, eine Mischung aus Harfen und Trommeln, Geigen und Flöten, Glöckchen und Pfeifen, die irgendwie fröhlich und gleichzeitig melancholisch klang. Sie trieb mir Tränen in die Augen, und plötzlich wollte ich nur noch von diesem Pferd runter und so lange tanzen, bis die Musik mich verzehrte und ich ganz in ihr aufging. Zum Glück murmelte Grimalkin so etwas wie: »Krieg dich wieder ein«, und grub seine Krallen in mein Handgelenk, bis ich wieder zu mir kam.

Und überall waren Feenwesen: Sie saßen auf den Marmorstufen und den Bänken, tanzten in kleinen Gruppen miteinander oder wanderten einfach umher. Meine Augen konnten gar nicht alles aufnehmen. Aus dem Schatten eines Busches blinzelte mir ein Mann mit nacktem Oberkörper zu, dessen Beine mit zottigem Fell bewachsen waren und in Hufen endeten. Ein schlankes Mädchen mit grünlicher Haut trat aus einem Baum und schimpfte mit einem Kind, das an den Ästen baumelte. Der Junge streckte ihr die Zunge raus, schlug mit seinem Eichhörnchenschwanz und sprang höher in die Baumkrone hinauf.

Ich spürte, wie mich jemand an den Haaren zog. Über meiner Schul-

ter schwebte eine winzige Gestalt, deren hauchdünne Flügel surrten wie die eines Kolibris. Ich keuchte erschrocken auf, doch der Ritter, der mich hielt, schenkte ihr nicht mal einen Blick. Die Gestalt streckte mir grinsend eine Frucht entgegen, die wie eine große Traube aussah, allerdings leuchtend blau und mit orangen Punkten. Ich lächelte höflich und nickte, doch die Kleine zeigte stirnrunzelnd auf meine Hand. Verwirrt streckte ich sie aus. Sie ließ die Frucht hineinfallen, kicherte entzückt und zischte ab.

»Sei vorsichtig«, grummelte Grimalkin, während ich den berauschen- den Duft der kleinen Frucht einsog, bei dem mir das Wasser im Mund zusammenlief. »Für jemanden wie dich kann es unangenehme Folgen haben, gewisse Sachen im Feenland zu essen oder zu trinken. Also iss nichts. Eigentlich würde ich dir sogar raten, auch mit niemandem zu sprechen, bis wir Puck finden. Und was du auch tust, nimm keinerlei Geschenke an. Das wird eine lange Nacht!«

Ich schluckte und ließ die Frucht in einen Brunnen fallen, an dem wir vorbeiritten. Riesige grün-goldene Fische schwammen um sie herum und rissen die Mäuler auf.

Die Ritter bahnten sich einen Weg zwischen den Feenwesen hin- durch über den Hof und ritten auf eine hohe Steinmauer zu, in der ein zweiflügeliges silbernes Tor prangte. Zwei mindestens drei Meter große Kreaturen mit blauer Haut und kräftigen Stoßzähnen bewachten es. Unter ihren verlausten schwarzen Haaren und buschigen Augenbrauen blitzten gelbe Augen hervor. Obwohl sie bekleidet waren – über ihren Armen und ihrem Brustkorb spannte sich eine rote Uniform, deren Messingknöpfe fast absprangen –, wirkten sie Furcht einflößend.

»Trolle«, murmelte Grimalkin, während ich mich an den unerschüt- terlichen Elfenritter drückte. »Du kannst dankbar sein, dass wir uns in Oberons Reich befinden. Am Winterhof beschäftigen sie Oger.«

Die Ritter zügelten ihre Pferde und ließen mich wenige Meter vor dem Tor absteigen.

»Sei höflich, wenn du mit dem Erbkönig sprichst, Kind«, riet mir der Ritter, auf dessen Pferd ich gesessen hatte, bevor er sein Tier wendete. Dann stand ich vor zwei riesigen Trollen, mit nichts in der Hand als einem Kater und meinem Rucksack.

Grimalkin wand sich in meinem Arm, also setzte ich ihn auf den Boden.

»Komm schon.« Der Kater seufzte und zuckte mit dem Schwanz.
»Begeben wir uns zu König Spitzohr und bringen es hinter uns.«

Die beiden Trolle blinzelten verwirrt, als der Kater furchtlos auf das Tor zulief. Er wirkte wie ein grauer Käfer zwischen ihren krallenbewehrten Füßen. Einer von ihnen setzte sich in Bewegung, und ich rechnete fest damit, dass er Grimalkin zu Katzenpudding zertrampeln würde. Doch der Troll beugte sich nur vor und zog den einen Torflügel auf, während sein Kollege auf der anderen Seite dasselbe tat. Grimalkin warf mir über die Schulter einen ungeduldigen Blick zu, schlug mit dem Schwanz und schlüpfte zwischen den Torflügeln hindurch. Ich holte tief Luft, strich mir über die zerzausten Haare und folgte ihm.

Auf der anderen Seite des Tors wuchs dichter Wald, fast als wäre die Mauer gebaut worden, um ihn zurückzuhalten. Vor mir erstreckte sich ein Tunnel mit Wänden aus blühenden Bäumen und grünen Zweigen, und der Duft der Blüten war so stark, dass ich davon leicht benebelt wurde.

Am Ende des Tunnels hing ein Vorhang aus Ranken, hinter dem sich eine große, von riesigen Bäumen umstandene Lichtung erstreckte. Die alten Stämme und verschlungenen Äste bildeten dort eine Art Dom – einen lebenden Palast mit dicken Säulen und einer gewölbten Decke aus Blättern. Obwohl ich wusste, dass wir uns unter der Erde befanden und draußen außerdem Nacht war, sah ich Sonnenstrahlen durch kleine Lücken im Blätterdach dringen und über den Waldboden tanzen. Glühende Lichtkugeln schwebten in der Luft, und in der Nähe plätscherte Wasser über Stufen in einen Teich. Und die Farben hier waren atemberaubend.

Auf der Lichtung waren ungefähr hundert Feen versammelt, alle in leuchtende fremdartige Stoffe gehüllt.

So wie sie aussahen, schätzte ich, dass ich es hier mit den adeligen Höflingen zu tun hatte. Ihre Haare fielen in sanften Wellen über ihre Schultern oder waren zu unmöglichen Frisuren aufgetürmt. Satyrn, die man leicht an ihren zotteligen Ziegenbeinen erkennen konnte, und pelzige kleine Männchen servierten Getränke und Häppchen. Schlanke

Hunde mit moosgrünem Fell schlichen herum und hofften darauf, dass ein paar Happen für sie abfallen würden. Elfenritter in silbernen Kettenhemden standen steif an den Rändern der Lichtung. Einige von ihnen hatten Falken oder sogar winzige Drachen bei sich.

In der Mitte dieser Versammlung standen zwei Throne, die direkt aus dem Waldboden gewachsen zu sein schienen und von zwei livrierten Zentauren flankiert wurden.

Einer der Throne war leer, nur auf der einen Armlehne stand ein Käfig mit einem Raben darin. Der große schwarze Vogel schlug krächzend mit den Flügeln, als wollte er sich befreien, und seine runden Augen funkelten hell und grün. Auf dem linken Thron dagegen ...

König Oberon – denn ich musste davon ausgehen, dass er es war – hatte die Fingerspitzen aneinandergelegt und ließ den Blick ziellos über die Menge schweifen. Wie die anderen adeligen Feen war auch er groß und schlank, doch er hatte silbernes Haar, das ihm bis zur Hüfte ging, und Augen wie grünes Eis. Eine geweihartige Krone saß auf seinem Kopf und warf über den Hofstaat lange Schatten, die aussahen wie gekrümmte Krallen. Macht strahlte von ihm aus, die in der Luft lag wie die Spannung vor einem Gewitter.

Über das bunte Treiben der Adelligen hinweg begegneten sich unsere Blicke. Oberon zog eine Augenbraue hoch, was so elegant wirkte wie der Flügelschlag eines Falken, doch auf seinem Gesicht zeigte sich keine Regung. Und genau in diesem Moment hielten alle Feen im Raum in ihrem Tun inne, drehten sich nach mir um und starrten mich an.

»Großartig«, murmelte Grimalkin, den ich ganz vergessen hatte. »Jetzt wissen alle, dass wir hier sind. Tja, komm schon, Mensch. Spielen wir die braven Höflinge.«

Meine Knie wurden weich und mein Mund trocken, doch ich zwang mich weiterzugehen. Die Damen und Herren des Feenhofes traten beiseite, aber ich konnte nicht sagen, ob sie es aus Respekt oder Verachtung taten. Ihre kalten, amüsierten Blicke gaben nichts preis. Ein grüner Feenhund schnüffelte an mir und knurrte, als ich vorbeiging, doch ansonsten herrschte Stille.

Was machte ich hier überhaupt? Ich hatte keine Ahnung. Eigentlich sollte Grimalkin mich zu Puck bringen, aber jetzt wollte Oberon mich

sehen. Mir kam es vor, als würde ich mich immer weiter von meinem eigentlichen Ziel entfernen, nämlich Ethan zu retten.

Es sei denn natürlich, Oberon wusste, wo Ethan war.

Es sei denn, Oberon hielt ihn gefangen.

Ich erreichte den Thron und blieb davor stehen. Da ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte, sank ich mit klopfendem Herzen auf ein Knie und verbeugte mich. In meinem Nacken spürte ich den Blick des Erbkönigs, so alt wie der Wald, der uns umgab. Schließlich sprach er.

»Erhebe dich, Meghan Chase.«

Seine Stimme war sanft, doch ein leise schwingender Unterton ließ mich an brausende Meere und rasende Stürme denken. Der Boden unter meinen Fingern bebte. Meine Angst beherrschend, stand ich auf und sah ihn an. Dabei bemerkte ich, wie ein nicht fassbarer Ausdruck über sein maskenhaftes Gesicht huschte. Stolz? Belustigung? Ich konnte nicht sagen, was es war.

»Du bist in unser Land eingedrungen«, stellte er fest und löste damit ein Raunen unter den Feenhöflingen aus. »Es war dir nicht bestimmt, das Nimmernie zu sehen, und doch hast du ein Mitglied dieses Hofes dazu gebracht, dich über die Grenze zu bringen. Warum?«

Da ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte, sagte ich ihm die Wahrheit: »Ich suche nach meinem Bruder, Ethan Chase.«

»Und du hast Grund zu der Annahme, dass er hier ist?«

»Ich weiß nicht.« Ich sah mich verzweifelt nach Grimalkin um, doch der putzte sich gerade eine Hinterpfote und beachtete mich gar nicht. »Mein Freund Robbie ... Puck ... hat gesagt, dass Ethan von Feenwesen entführt wurde. Und dass sie an seiner Stelle einen Wechselbalg zurückgelassen hätten.«

»Verstehe.« Oberon drehte leicht den Kopf und musterte den eingesperrten Vogel auf dem Thron. »Das stellt einen weiteren Verstoß dar, Robin.«

Mir entgleisten die Gesichtszüge, und ich keuchte: »Puck?«

Der Rabe sah mich mit leuchtend grünen Augen an, krächzte leise und schien mit den Schultern zu zucken.

Wütend blickte ich wieder Oberon an. »Was haben Sie mit ihm gemacht?«

»Er hatte den Befehl, dich niemals in unser Land zu bringen.« Oberons Stimme war ruhig, aber unbarmherzig. »Er hatte den Befehl, dafür zu sorgen, dass du nichts von unserer Art, unserem Leben oder auch nur unserer bloßen Existenz erfährst. Ich habe ihn wegen seines Ungehorsams bestraft. Vielleicht werde ich ihn in ein paar Jahrhunderten wieder freilassen, wenn er genug Zeit hatte, über seine Verfehlungen nachzudenken.«

»Er hat nur versucht, mir zu helfen!«

Oberon lächelte, doch es war ein kaltes, nichtssagendes Lächeln. »Wir Unsterblichen haben eine andere Vorstellung vom Leben als die Menschen. Puck hätte kein Interesse daran haben sollen, ein menschliches Kind zu retten, insbesondere nicht, wenn es meinen direkten Befehlen zuwiderlief. Dass er deinen Forderungen nachgegeben hat, legt nahe, dass er zu viel Zeit unter den Sterblichen verbracht und sich ihre Art und ihre launenhaften Emotionen angeeignet hat. Es wird Zeit, dass er sich wieder daran erinnert, was es heißt, ein Feenwesen zu sein.«

Ich schluckte schwer. »Und was ist mit Ethan?«

»Das entzieht sich meiner Kenntnis.« Oberon lehnte sich zurück und zuckte mit den schlanken Schultern. »Er ist nicht hier, innerhalb der Grenzen meines Reiches. So viel kann ich dir versichern.«

Verzweiflung drückte mich nieder wie ein tonnenschweres Gewicht. Oberon hatte keine Ahnung, wo Ethan war, und was noch schlimmer war, es kümmerte ihn nicht. Und jetzt hatte ich auch noch Puck als meinen Führer verloren. Ich stand wieder ganz am Anfang. Ich würde diesen anderen Hof – den Dunklen – finden, mich reinschleichen und meinen Bruder retten müssen, und das ganz allein. Also, falls ich es überhaupt in einem Stück bis dorthin schaffte. Vielleicht konnte ich ja Grimalkin dazu bringen, mir zu helfen. Ich musterte den Kater, der voll und ganz darauf konzentriert war, seinen Schwanz zu putzen, und mich verließ der Mut. Wahrscheinlich nicht. Tja, dann war ich wohl auf mich allein gestellt.

Das gesamte Ausmaß meiner Aufgabe türmte sich vor mir auf, und plötzlich musste ich gegen die Tränen ankämpfen. Wohin sollte ich mich jetzt wenden? Wie sollte ich überleben?

»Schön.« Eigentlich wollte ich nicht beleidigt klingen, aber ich fühlte

mich in diesem Moment eben nicht besonders hoffnungsfroh. »Dann gehe ich jetzt. Wenn Sie mir nicht helfen wollen, muss ich eben allein weitersuchen.«

»Unglücklicherweise«, erwiderte Oberon, »kann ich dich im Moment nicht ziehen lassen.«

»Was?« Ich wich vor ihm zurück. »Warum nicht?«

»Fast das gesamte Land weiß, dass du hier bist«, fuhr der Erlkönig fort. »Und außerhalb dieses Hofstaates habe ich viele Feinde. Jetzt, wo du hier bist, jetzt, wo du dir *bewusst* bist, würden sie dich benutzen, um an mich heranzukommen. Ich fürchte, das kann ich nicht zulassen.«

»Versteh ich nicht.« Ich musterte die adeligen Feen um mich herum. Viele von ihnen sahen grimmig drein. Ihre Blicke waren jetzt voller Ablehnung. Ich wandte mich wieder an Oberon und flehte: »Was sollten die denn mit mir anfangen? Ich bin doch nur ein Mensch. Ich habe nichts mit eurem Volk zu tun. Ich will nur meinen Bruder zurückhaben.«

»Ganz im Gegenteil.« Oberon seufzte, und plötzlich schien das Gewicht seines Alters ihn niederzudrücken. Er sah alt aus; immer noch tödlich und extrem mächtig, aber auch uralte und müde. »Deine Verbindungen zu unserer Welt sind tiefer, als du ahnst, Meghan Chase. Du bist meine Tochter.«

Die Tochter des Erlkönigs

Ich starrte Oberon fassungslos an, während meine gesamte Welt zusammenbrach. Der Erlkönig erwiderte meinen Blick, doch seine Miene war kühl und gleichgültig, seine Augen einmal mehr ausdruckslos. Absolute Stille umgab uns. Ich nahm niemanden wahr außer Oberon. Der Rest des Hofstaates trat immer mehr in den Hintergrund, bis es auf der ganzen Welt nur noch uns beide gab.

Puck krächzte empört und schlug mit den Flügeln gegen die Gitterstäbe seines Käfigs.

Das brach den Bann.

»Was?«, würgte ich hervor. Der Erlkönig blinzelte nicht einmal, was mich irgendwie noch wütender machte. »Das ist nicht wahr! Mom war

mit meinem Dad verheiratet. Sie war mit ihm zusammen, bis er verschwunden ist, und dann hat sie Luke geheiratet.«

»Das ist korrekt.« Oberon nickte. »Aber dieser Mann ist nicht dein Vater, Meghan. Ich bin es.« Er stand auf, und seine höfischen Gewänder bauschten sich um seinen Körper. »Du bist eine Halbfée, zur Hälfte von meinem Blut. Was meinst du, warum ich Puck damit beauftragt habe, dich zu bewachen und dich daran zu hindern, unsere Welt zu erblicken? Weil das ganz natürlich für dich ist. Die meisten Sterblichen sind blind, doch du konntest von Anfang an durch den Nebel sehen.«

Mir fielen die vielen Gelegenheiten ein, bei denen ich etwas zu sehen geglaubt hatte, immer nur aus dem Augenwinkel oder als Schatten in den Bäumen. Kurze Blicke auf Dinge, die nicht wirklich da waren.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube Ihnen nicht. Meine Mom hat meinen Dad geliebt. Sie hätte nie ...« Ich verstummte, da ich nicht weiter darüber nachdenken wollte, was das bedeutete.

»Deine Mutter war eine wunderschöne Frau«, fuhr Oberon sanft fort, »und recht außergewöhnlich – für eine Sterbliche. Künstlerisch begabte Menschen können immer einen Hauch der Feenwelt um sich herum spüren. Sie ging oft in den Park, um zu zeichnen und zu malen. Dort, an dem kleinen Teich, sind wir uns das erste Mal begegnet.«

»Hören Sie auf«, presste ich hervor. »Sie lügen. Ich bin keine von euch. Kann ich gar nicht sein.«

»Nur zur Hälfte«, schränkte Oberon ein, und aus dem Augenwinkel sah ich die angewiderten, verächtlichen Blicke der anderen Höflinge. »Doch das reicht aus, dass meine Feinde versuchen werden, mich durch dich unter ihre Kontrolle zu zwingen. Oder vielleicht auch, dich gegen mich aufzubringen. Du bist gefährlicher, als es dir bewusst ist, Tochter. Und da du eine Bedrohung darstellst, musst du hierbleiben.«

Immer mehr schien meine Welt zusammenzubrechen. »Und wie lange?«, flüsterte ich und dachte dabei an Mom, Luke, die Schule, einfach alles, was ich in meiner Welt zurückgelassen hatte. Wurde ich bereits vermisst?

Würde ich irgendwann zurückkehren und feststellen müssen, dass hundert Jahre vergangen waren, während ich weg war, und alle Menschen, die ich gekannt hatte, schon lange tot waren?

»Bis ich etwas anderes beschließe«, verkündete Oberon in demselben Ton, den meine Mutter immer anschlug, wenn sie nicht weiter diskutieren wollte. *Weil ich es sage.* »Auf jeden Fall, bis das Elysium vorbei ist. Der Winterhof wird in ein paar Tagen eintreffen, und da will ich dich hier haben, wo ich dich im Auge behalten kann.« Er klatschte in die Hände, woraufhin sich ein weiblicher Satyr aus der Menge löste und sich vor ihm verneigte. »Bring meine Tochter in ihr Gemach«, befahl er und nahm wieder auf seinem Thron Platz. »Und sorg dafür, dass sie sich wohlfühlt.«

»Jawohl, Herr«, murmelte die Satyrin und schritt davon, wobei sie sich umschaute, ob ich ihr auch folgte.

Oberon lehnte sich zurück und sah mit ausdrucksloser, starrer Miene an mir vorbei. Meine Audienz beim Erbkönig war beendet.

Ich war bereits einige Schritte zurückgestolpert, um dem Ziegenmädchen zu folgen, als plötzlich Grimalkins Stimme von unten herauf erklang. Den Kater hatte ich völlig vergessen. »Ich bitte um Verzeihung, Herr«, sagte Grimalkin, setzte sich aufrecht hin und legte den Schwanz um seine Pfoten. »Leider ist der geschäftliche Teil noch nicht abgeschlossen. Seht Ihr, das Mädchen steht in meiner Schuld. Sie versprach mir einen Gefallen, wenn ich sie sicher hierher bringe, und dieser Verpflichtung muss noch nachgekommen werden.«

Verwirrt starrte ich den Kater an und fragte mich, warum er das ausgerechnet jetzt zur Sprache bringen musste.

Oberon hingegen musterte mich streng. »Ist das wahr?«

Ich nickte, während ich beunruhigt feststellte, dass die Adeligen mich plötzlich voller Entsetzen und Mitleid ansahen. »Grim hat mir geholfen, den Kobolden zu entkommen«, erklärte ich. »Er hat mir das Leben gerettet. Ich würde jetzt nicht hier stehen, wenn er nicht ...« Als ich den Blick in Oberons Augen sah, versagte mir die Stimme.

»Also eine Lebensschuld.« Er seufzte. »Na gut, Cat Sidhe. Was verlangst du von mir?«

Grimalkin kniff genüsslich die Augen zusammen. Es war nicht zu übersehen, dass der Kater schnurrte. »Nur eine kleine Gefälligkeit, Majestät«, säuselte er, »die erst bei einer späteren Gelegenheit eingefordert werden wird.«

»Gewährt.« Der Erbkönig nickte und schien auf seinem Thron irgend-

wie in die Höhe zu wachsen. Sein Schatten legte sich über den Kater, der die Ohren anlegte und blinzelte. Donner grollte über unseren Köpfen, das Licht im Wald schwand, und ein kalter Wind fuhr durch die Zweige und löste Blütenblätter, die auf uns herabregneten. Der Rest des Hofes wich zurück; einige verschwanden sogar ganz außer Sicht. In der plötzlichen Finsternis glühten Oberons Augen in der Farbe von Bernstein. »Doch sei gewarnt, Katze!«, rief er, und seine Stimme ließ die Erde beben. »Treibe keine Spielchen mit mir. Glaube nicht, dass du mich zum Narren halten kannst, denn ich kann dir deine Gefälligkeit auf unsagbar schreckliche Weise gewähren.«

»Selbstverständlich, großer Erbkönig«, murmelte Grimalkin beruhigend, während sein Fell vom Sturm zerzaust wurde. »Ich bin Euer ergebener Diener.«

»Ich wäre wahrlich ein Narr, wenn ich den Schmeicheleien einer Cat Sidhe trauen würde.« Oberon lehnte sich zurück. Sein Gesicht war wieder zu einer ausdruckslosen Maske erstarrt. Der Wind flaute ab, die Sonne kam wieder hervor, und alles war wieder wie zuvor. »Du bekommst deine Gefälligkeit. Nun geh.«

Grimalkin neigte den Kopf, drehte sich weg und kam mit erhobenem Schwanz zu mir herüber.

»Was sollte das denn, Grim?«, fragte ich und starrte den Kater böse an. »Ich dachte, du wolltest einen Gefallen von mir. Was sollte das mit Oberon?«

Grimalkin blieb nicht einmal stehen. Mit hochgerecktem Schwanz lief er kommentarlos an mir vorbei, betrat den Tunnel aus Bäumen und verschwand.

Das Satyrmädchen berührte mich behutsam am Arm. »Hier entlang«, murmelte sie und führte mich von der Hofgesellschaft weg. Während wir uns entfernten, spürte ich die Blicke der Adelligen und der Hunde in meinem Rücken.

»Ich verstehe das nicht.« Ich fühlte mich elend, während ich dem Satyrmädchen über die Lichtung folgte. Mein Hirn war wie betäubt. Ich paddelte in einem Meer aus Verwirrung und war kurz davor, darin zu ertrinken. Ich wollte doch nur meinen Bruder finden. Wie hatte es so weit kommen können?

Die Satyrin schenkte mir einen mitleidigen Blick. Sie war knapp einen halben Meter kleiner als ich und hatte große braune Augen, die zu ihrem ebenfalls dunklen lockigen Haar passten. Ich versuchte, nicht auf ihre fellbewachsene untere Hälfte zu starren, aber das war gar nicht so einfach, vor allem, weil sie auch leicht nach Streichelzoo roch.

»Ist doch nicht so schlimm«, sagte sie, während sie mich nicht zum Tunnel, sondern auf die andere Seite der Lichtung führte. Hier waren die Bäume so dicht belaubt, dass kein Sonnenlicht durch die Zweige fiel, weshalb alles in grünes Zwielicht getaucht war. »Vielleicht gefällt es dir hier ja ganz gut. Dein Vater erweist dir eine große Ehre.«

»Er ist nicht mein Vater«, fauchte ich.

Sie riss erschrocken ihre großen braunen Augen auf, und ihre Unterlippe begann zu zittern.

Ich seufzte. Es tat mir leid, dass ich sie so angefahren hatte. »Entschuldige. Es ist einfach alles ein bisschen viel. Vor zwei Tagen war ich noch zu Hause und habe in meinem eigenen Bett geschlafen. Ich glaubte nicht an Kobolde oder Elfen oder sprechende Katzen, und ich habe ganz bestimmt nicht darum gebeten, dass all das passiert.«

»König Oberon geht deinetwegen ein großes Risiko ein«, erklärte das Satyrmädchen mit etwas festerer Stimme. »Die Cat Sidhe hielt eine Lebensschuld von dir, was bedeutet, dass sie alles hätte fordern können. Seine Majestät hat sie zu seiner gemacht, damit Grimalkin nicht von dir verlangen kann, jemanden zu vergiften oder ihm dein erstes Kind zu überlassen.«

Entsetzt schreckte ich zurück. »So was hätte er getan?«

»Wer weiß schon, was im Kopf einer Katze vorgeht?« Die Satyrin zuckte mit den Schultern und stieg über einige Wurzeln hinweg. »Sei einfach ... vorsichtig mit dem, was du sagst. Wenn du jemandem ein Versprechen gibst, bist du daran gebunden, und wegen ›kleiner Gefälligkeiten‹ wurden hier schon ganze Kriege geführt. Besondere Vorsicht ist bei den adeligen Damen und Herren geboten – sie beherrschen das Spiel der Politik und sind gut darin, sich ein Unterpand zu sichern.« Plötzlich wurde sie blass und schlug sich die Hand vor den Mund. »Ich habe schon zu viel gesagt. Bitte verzeih mir. Wenn König Oberon davon erfährt ...«

»Ich werde nichts sagen«, versprach ich.

Sie wirkte erleichtert. »Ich bin dir verbunden, Meghan Chase. Andere hätten das möglicherweise gegen mich verwendet. Ich bin immer noch dabei, die Spielregeln des höfischen Lebens zu lernen.«

»Wie heißt du?«

»Tansy.«

»Nun ja, du bist bisher die Einzige, die nett zu mir war, ohne etwas dafür zu erwarten«, erklärte ich. »Danke.«

Das machte sie verlegen. »Du musst dich wirklich nicht in meine Schuld begeben, Meghan Chase. Komm, ich zeige dir dein Gemach.«

Wir standen am äußersten Rand der Lichtung. Vor uns ragte eine blühende Brombeerhecke auf, die so dicht und hoch war, dass ich die andere Seite nicht sehen konnte. Zwischen den rosa-violetten Blüten ragten bedrohliche Dornen hervor.

Tansy streckte die Hand aus und strich über ein Blütenblatt. Die Hecke zitterte, dann zogen sich die Zweige zurück und verformten sich, bis ein Tunnel entstand, so ähnlich wie der, der zum Hof geführt hatte. Am Ende dieses stacheligen Gangs befand sich eine kleine rote Tür.

Völlig benommen folgte ich Tansy durch den Dornentunnel und die Tür, die sie mir aufhielt. Drinnen erwartete mich ein umwerfendes Schlafzimmer. Der Boden bestand aus weißem Marmor, in den Bilder von Blumen, Vögeln und Tieren eingelassen waren. Ich konnte es kaum glauben, als ich sah, wie sich einige von ihnen bewegten. In der Mitte des Raums plätscherte ein Brunnen, und daneben stand ein kleiner Tisch, auf dem Kuchen, Tee und Weinflaschen warteten. Eine Wand wurde von einem riesigen seidenbezogenen Bett eingenommen, eine andere von einem großen Kamin. Die Flammen des Feuers wechselten die Farbe, von Grün über Blau zu Rosa und wieder zurück.

»Dies ist das Gemach für Ehrengäste«, verkündete Tansy, wobei sie sich neidisch umsah. »Nur bedeutende Gäste des Lichten Hofes dürfen hier wohnen. Dein Vater erweist dir wirklich eine große Ehre.«

»Bitte nenn ihn nicht so, Tansy.« Seufzend schaute ich mich in dem großen Raum um. »Mein Vater war ein Versicherungsvertreter aus Brooklyn. Ich würde es doch wissen, wenn ich kein richtiger Mensch wäre, oder? Gäbe es nicht bestimmte Anzeichen wie spitze Ohren oder Flügel oder so?«

Tansy blinzelte und musterte mich auf eine Art, die mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Mit klappernden Hufen durchquerte sie den Raum, stellte sich neben eine große Frisierkommode mit Spiegel und winkte mich mit einem Finger zu sich heran.

Angespannt trat ich zu ihr und stellte mich neben sie. Irgendwo tief in mir schrie eine Stimme, dass ich eigentlich gar nicht sehen wollte, was gleich offenbart werden würde. Ich hörte nicht rechtzeitig hin. Mit einem ernsten Blick zeigte Tansy auf den Spiegel, und dann wurde bereits zum zweiten Mal an diesem Tag meine gesamte Welt auf den Kopf gestellt.

Seit ich mit Puck durch den Kleiderschrank gegangen war, hatte ich mein Spiegelbild nicht mehr gesehen. Ich wusste, dass meine Sachen dreckig, verschwitzt und von Zweigen, Dornen und Krallen zerfetzt waren. Vom Hals abwärts sah ich auch genauso aus wie erwartet: Wie ein Penner, der zwei Tage lang durch die Wildnis gerannt war, ohne sich zu waschen.

Mein Gesicht erkannte ich nicht.

Ich meine, ich wusste natürlich, dass ich es war. Das Spiegelbild bewegte die Lippen, wenn ich es tat, und blinzelte, wenn ich blinzelte. Aber meine Haut war blasser, meine Wangenknochen ausgeprägter, und meine Augen schienen riesig zu sein, wie bei einem Reh im Scheinwerferlicht. Und durch meine verfilzten, zerzausten Haare ragten, wo gestern noch nichts zu sehen gewesen war, zwei lange, spitze Ohren empor.

Fassungslos starrte ich mein Spiegelbild an. Mir wurde schwindelig. Ich begriff einfach nicht, was das bedeutete. *Nein!*, schrie mein Verstand und weigerte sich, das Bild vor meinen Augen zu akzeptieren. *Das bist du nicht! Niemals!*

Der Boden begann sich zu drehen. Ich bekam keine Luft mehr. Dann brachen der Schock, das Adrenalin, die Angst und das Entsetzen der letzten zwei Tage auf einmal über mich herein. Die Welt drehte sich, kippte aus den Angeln und schickte mich in die Bewusstlosigkeit.

ZWEITER TEIL

Titantias Versprechen

»Meghan«, rief Mom durch die Tür, »aufstehen. Sonst kommst du zu spät zur Schule.«

Stöhnend spähte ich unter meiner Decke hervor. War es wirklich schon Morgen? Anscheinend. Trübes graues Licht fiel durch mein Schlafzimmerfenster und auf meinen Wecker, der 6.48 Uhr anzeigte.

»Meghan!«, rief Mom wieder, diesmal begleitet von einem scharfen Klopfen an der Tür. »Bist du wach?«

»Ja-ha!«, brüllte ich vom Bett aus und wünschte nur, dass sie verschwinden würde.

»Dann beeil dich! Du verpasst noch den Bus.«

Mühsam kam ich auf die Füße, zog ein paar Klamotten vom sauberten Haufen auf dem Boden an und schnappte mir meinen Rucksack. Mein iPod fiel heraus und landete mit einem feuchten Klatschen vor meinen Füßen. Irritiert runzelte ich die Stirn. Warum war er nass?

»Meghan!«, hörte ich wieder Moms Stimme und rollte genervt mit den Augen. »Es ist schon fast sieben! Wenn ich dich zur Schule fahren muss, nur weil du den Bus verpasst hast, kriegst du einen Monat Hausarrest!«

»Schon gut, schon gut! Ich komme ja, verdammt!« Ich stapfte zur Tür und riss sie auf.

Vor mir stand Ethan. Sein Gesicht war blau und faltig.

Die Lippen hatte er zu einem breiten Grinsen verzogen. In einer Hand hielt er ein großes Schlachtermesser. Blutspritzer bedeckten seine Hände und sein Gesicht.

»Mommy ist hingefallen«, flüsterte er und rammte mir das Messer ins Bein.

Ich wachte schreiend auf.

Im Kamin flackerten grüne Flammen und tauchten den Raum in ein unheimliches Licht. Keuchend ließ ich mich in die kühlen Seidenkissen zurückfallen und wartete, bis der Albtraum langsam von der Realität verdrängt wurde.

Ich befand mich am Hof des Lichten Feenkönigs und war hier genauso gefangen wie der arme Puck in seinem Käfig. Ethan, der echte Ethan, war immer noch irgendwo da draußen und wartete darauf, gerettet zu werden. Ich fragte mich, ob es ihm gut ging und ob er genauso verängstigt war wie ich. Ich fragte mich auch, ob Mom und Luke mit diesem dämonischen Wechselbalg in ihrem Haus klarkamen. Ich konnte nur hoffen, dass Moms Verletzung nicht weiter schlimm war und dass der Wechselbalg niemanden sonst verletzen würde.

Während ich in diesem fremden Bett im Feenreich lag, kam mir noch ein anderer Gedanke. Ausgelöst durch etwas, was Oberon gesagt hatte: *Dieser Mann ist nicht dein Vater, Meghan. Ich bin es.*

Ist, nicht war. So als wüsste Oberon, wo er war. So als wäre er noch am Leben. Bei diesem Gedanken klopfte mein Herz vor Aufregung. Ich hatte es geahnt. Mein Dad musste hier im Feenreich sein, irgendwo. Vielleicht sogar ganz in der Nähe. Wenn ich doch nur zu ihm gelangen könnte!

Aber eins nach dem anderen. Erst mal musste ich hier weg.

Ich setzte mich auf ... und blickte in die ausdruckslosen grünen Augen des Erlkönigs.

Er stand neben dem Kamin, und das flackernde, unstete Licht der Flammen, das über sein Gesicht glitt, ließ ihn noch unheimlicher und gespenstischer erscheinen. Sein langer Schatten kroch durch den Raum, bis sich die Spitzen der geweihartigen Krone wie dürre Finger über die Bettdecke streckten. Im Halbdunkel leuchteten seine Augen katzenhaft. Als er sah, dass ich wach war, nickte er mir zu und winkte mich mit einer schlanken langfingrigen Hand heran.

»Komm.« Seine Stimme war zwar sanft, doch in ihr schwang bedingungslose Autorität mit. »Tritt näher. Unterhalten wir uns, Tochter.«

Ich bin nicht deine Tochter, wollte ich erwidern, doch mir blieben die Worte im Hals stecken. Aus dem Augenwinkel konnte ich den Spie-

gel über der Kommode und mein langohriges Abbild darin erkennen. Schauernd wandte ich mich ab.

Als ich die Bettdecke zurückschlug, bemerkte ich, dass ich andere Kleidung trug. Statt des zerrissenen T-Shirts und der dreckigen Hose, die ich während der letzten zwei Tage angehabt hatte, trug ich ein weißes Spitzennachthemd und war sauber. Zudem lag am Fußende des Bettes ein weiteres Outfit für mich bereit: ein absurd edles Kleid, das über und über mit Smaragden und Saphiren besetzt war, und dazu passend ein Mantel und Handschuhe, die bis zum Ellbogen reichten. Das gesamte Ensemble entlockte mir ein Naserümpfen.

»Wo sind meine Sachen?«, fragte ich Oberon. »Also, meine richtigen Sachen.«

Der Erbkönig schnaubte. »Ich lehne es ab, dass an meinem Hof die Kleidung der Sterblichen getragen wird«, erklärte er ruhig. »Ich bin der Meinung, du solltest etwas tragen, was deiner Herkunft entspricht, da du ja nun eine Weile bei uns bleiben wirst. Deine menschlichen Lumpen habe ich verbrennen lassen.«

»Du hast was? «

Oberon zog unwirsch die Augen zusammen, und mir wurde bewusst, dass ich möglicherweise zu weit gegangen war. Der Herrscher des Lichten Hofes war es sicher nicht gewöhnt, dass man sein Handeln infrage stellte.

»Äh ... tut mir leid«, murmelte ich und stieg vorsichtig aus dem Bett. Über die Kleiderfrage würde ich mir später den Kopf zerbrechen. »Also, worüber wolltest du mit mir reden?«

Der Erbkönig seufzte und musterte mich, bis mir unbehaglich wurde. Dann wandte er sich wieder dem Kamin zu und murmelte: »Du bringst mich in eine schwierige Lage, Tochter. Du bist die Einzige von meinen Sprösslingen, die sich in unsere Welt gewagt hat. Ich muss zugeben, ich war ein wenig überrascht, dass du es geschafft hast, so lange zu überleben, auch wenn Robin auf dich aufgepasst hat.«

»Sprösslinge?« Ich blinzelte verwirrt. »Willst du damit sagen, dass ich Brüder und Schwestern habe? Halbgeschwister?«

»Keiner von ihnen ist mehr am Leben.« Oberon machte eine wegwerfende Handbewegung. »Und es gab auch keine anderen in diesem

Jahrhundert, das kann ich dir versichern. Deine Mutter war seit fast zweihundert Jahren der einzige Mensch, der meine Aufmerksamkeit erregt hat.«

Mein Mund war plötzlich trocken. Mit wachsendem Zorn starrte ich Oberon an. »Warum?«, wollte ich wissen, worauf er eine schmale Augenbraue hochzog. »Warum sie? War sie nicht bereits mit meinem Dad verheiratet? Hast du dich darum überhaupt gekümmert?«

»Nein, habe ich nicht.« Oberons Blick war unbarmherzig und zeigte keinerlei Reue. »Warum sollten mich irgendwelche menschlichen Rituale interessieren? Ich brauche keine Erlaubnis, um mir zu nehmen, was ich will. Und wäre sie wirklich glücklich gewesen, hätte es nicht in meiner Macht gestanden, sie zu beeinflussen.«

Scheißkerl. Ich biss mir auf die Zunge, damit das Schimpfwort mir nicht ent schlüpfte. Ich war zwar stinksauer, aber nicht lebensmüde.

Doch Oberons Blick wurde schärfer, als wüsste er, was ich dachte. Er sah mich lange ausdruckslos an, als wollte er mich herausfordern, mich ihm zu widersetzen. Einige Sekunden lang starrten wir uns an, während sich die Schatten um uns herum zusammenballten und ich darum kämpfte, seinem Blick standzuhalten. Es war zwecklos. Oberon niederstarrten zu wollen war ungefähr so, als würde man sich einem Tornado entgegenstellen. Erschauernd senkte ich schließlich als Erste den Blick.

Kurz darauf wurde Oberons Miene weich, und ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen. »Du bist ihr sehr ähnlich, Tochter«, nahm er den Faden wieder auf, und in seiner Stimme lag sowohl Stolz als auch Resignation. »Deine Mutter war eine bemerkenswerte Sterbliche. Wäre sie eine Fee gewesen, ihre Bilder wären zum Leben erwacht, so viel Gefühl hat sie in sie hineingelegt. Wenn ich sie im Park beobachtet habe, spürte ich ihre Sehnsucht, ihre Einsamkeit und ihre Isolation. Sie wollte mehr vom Leben. Sie wollte, dass etwas Außergewöhnliches geschieht.«

Das wollte ich nicht hören. Ich wollte nichts erfahren, was meine schönen Erinnerungen an unser früheres Leben zerstören konnte. Ich wollte weiterhin glauben, dass meine Mom meinen Dad geliebt hatte, dass wir glücklich und zufrieden waren und dass sie sein Ein und Alles gewesen war. Ich wollte nichts über eine Mutter hören, die einsam gewesen war und auf Feentricks und den Schein hereingefallen war. Mit

einer beiläufigen Bemerkung löste sich meine ganze Vergangenheit in ein völlig fremdes Chaos auf, und ich hatte das Gefühl, meine Mutter überhaupt nicht mehr zu kennen.

»Ich habe einen Monat gewartet, bis ich sie angesprochen habe«, fuhr Oberon fort, der meine Qualen überhaupt nicht zu bemerken schien. Ich ließ mich wieder aufs Bett sinken, während er weitersprach: »Langsam lernte ich ihre Gewohnheiten kennen, ihre Gefühle, jede Kleinigkeit von ihr. Und als ich mich ihr zu erkennen gab, da ließ ich sie einen kleinen Teil meiner wahren Natur sehen, weil ich neugierig war, ob sie auf das Außergewöhnliche zugehen oder sich an den Unglauben der Sterblichen klammern würde. Sie akzeptierte mich freudig, mit ungezügelter Begeisterung, als hätte sie die ganze Zeit nur auf mich gewartet.«

»Halt«, würgte ich hervor. Mein Magen rebellierte. Ich schloss die Augen, um gegen die Übelkeit anzukämpfen. »Ich will das nicht hören. Wo war mein Dad, als das alles passiert ist?«

»Der *Ehemann deiner Mutter* war die meisten Nächte nicht da«, erwiderte Oberon, wobei er die drei Worte betonte, die mich daran erinnern sollten, dass dieser Mann nicht mein Vater war. »Vielleicht sehnte sich deine Mutter deswegen nach mehr. Ich habe es ihr gegeben: eine Nacht voll Magie, voll der Leidenschaft, die sie vermisste. Nur diese eine, bevor ich nach Arkadia zurückkehrte und die Erinnerung an unser Beisammensein in ihr langsam verblasste.«

»Sie kann sich nicht an dich erinnern?« Überrascht sah ich zu ihm auf. »Hat sie es mir deshalb nie erzählt?«

Oberon nickte. »Sterbliche neigen dazu, ihre Begegnungen mit uns zu vergessen«, erklärte er sanft. »Im besten Fall erscheinen sie ihnen wie ein lebhafter Traum. Doch meistens verschwinden wir vollkommen aus ihrer Erinnerung. Das ist dir sicher schon aufgefallen. Selbst Menschen, die mit dir zusammenleben und dich jeden Tag sehen, fällt es schwer, sich an dich zu erinnern. Allerdings hatte ich immer den Verdacht, dass deine Mutter mehr wusste und sich an mehr erinnern konnte, als sie zugab. Insbesondere, nachdem du geboren warst.« Ein finsterer Unterton stahl sich in seine Stimme, und seine schräg stehenden Augen wurden so dunkel, dass keine Pupille mehr zu sehen war.

Ich begann zu zittern, als sein Schatten über den Boden wanderte und mit spitzen Fingern nach mir griff.

»Sie hat versucht, dich wegzubringen«, fuhr er mit unheilvoller Stimme fort. »Sie wollte dich vor uns verstecken. Vor mir verstecken.« Oberon schwieg. Er sah plötzlich absolut unmenschlich aus, obwohl er sich nicht gerührt hatte. Das Feuer im Kamin züngelte hoch auf und flackerte wild in den Augen des Erlkönigs. »Und trotzdem bist du jetzt hier.« Oberon blinzelte, seine Stimme wurde sanfter, und das Feuer beruhigte sich wieder. »Und während du vor mir stehst, verblasst dein menschliches Gebaren endlich. Nachdem du einen Fuß ins Nimmernie gesetzt hattest, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sich deine Herkunft zeigen würde. Doch jetzt muss ich extrem umsichtig sein.« Er richtete sich auf und zog sein Gewand zurecht, als wollte er gehen. »Ich kann gar nicht wachsam genug sein, Meghan Chase. Es gibt viele, die dich gern gegen mich einsetzen würden. Einige halten sich sogar hier an diesem Hof auf. Sei vorsichtig, Tochter. Selbst ich kann dich nicht vor allem schützen«, warnte er mich.

Ich sank auf dem Bett zusammen. Mir brummte der Schädel. Oberon sah mich einen Moment lang an, die Lippen grimmig zusammengepresst, dann durchquerte er, ohne sich noch einmal umzudrehen, den Raum. Als ich aufschaute, war der Erlkönig verschwunden. Ich hatte nicht einmal gehört, wie die Tür zugefallen war.

Ein Klopfen an der Tür ließ mich hochfahren. Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit seit Oberons Besuch vergangen war. Ich lag immer noch auf dem Bett. Die bunten Flammen im Kamin brannten nicht mehr so hoch, flackerten aber wild. Alles kam mir surreal und nebelhaft vor wie ein Traum, so als hätte ich mir die ganze Begegnung nur eingebildet.

Als es erneut klopfte, richtete ich mich auf. »Herein!«

Die Tür öffnete sich quietschend, und Tansy trat lächelnd ein. »Guten Abend, Meghan Chase. Wie geht es dir heute?«

Als ich die Füße auf den Boden stellte, wurde mir bewusst, dass ich immer noch das Nachthemd trug.

»Ich schätze, gut«, murmelte ich und sah mich um. »Wo sind meine Klamotten?«

»König Oberon hat dir ein Kleid geschenkt.« Immer noch lächelnd deutete Tansy auf die Robe auf dem Bett. »Er hat es extra für dich anfertigen lassen.«

Ich runzelte die Stirn. »Nein. Auf keinen Fall. Ich will meine eigenen Sachen.«

Das kleine Satyrmädchen blinzelte verschreckt. Dann kam sie mit klappernden Hufen zu mir herüber, nahm den Saum des Kleides und ließ ihn durch die Finger gleiten. »Aber ... mein Herr Oberon wünscht, dass du das hier trägst.« Sie schien völlig fassungslos zu sein, dass ich mich Oberons Wünschen widersetzen wollte. »Gefällt es dir denn nicht?«

»Tansy, ich werde das *nicht* anziehen.«

»Warum nicht?«

Ich schreckte vor dem Gedanken zurück, in diesem Zirkuszelt herumzulaufen. Mein ganzes Leben hatte ich schäbige Jeans und T-Shirts getragen. Meine Familie war arm und konnte sich keine Designerklamotten oder Markenmode leisten. Und anstatt mich darüber zu beschweren, dass ich nie irgendwelche schicken Sachen bekam, trug ich meinen abgerissenen Look mit einem gewissen Stolz und verachtete die hohlköpfigen reichen Mädchen, die stundenlang auf der Toilette verbrachten, um ihr Make-up zu perfektionieren. Ich hatte erst ein Mal ein Kleid getragen, und das war auf irgendeiner Hochzeit gewesen.

Davon abgesehen – wenn ich das schicke Outfit anzog, das Oberon für mich ausgesucht hatte, war das so, als würde ich zugeben, seine Tochter zu sein. Und das würde ich ganz bestimmt nicht.

»Ich ... ich will es einfach nicht«, stammelte ich lahm. »Ich würde lieber meine eigenen Sachen tragen.«

»Deine Kleidung wurde verbrannt.«

»Wo ist mein Rucksack?« Plötzlich fiel mir ein, dass ich ja Ersatzklamotten eingepackt hatte. Sie waren wahrscheinlich feucht, muffig und ekelig, aber immer noch besser als Feencouture.

Schließlich fand ich den Rucksack, den man einfach hinter den Kleiderschrank gestopft hatte, und zog den Reißverschluss auf. Als ich den Inhalt auf den Boden ausleerte, stieg ein saurer, muffiger Geruch davon auf. Die zusammengerollten Klamotten rollten heraus – zerknüllt

und stinkend, aber meine. Der kaputte iPod kugelte ebenfalls heraus, rutschte über den Marmorboden und blieb vor Tansys Füßen liegen.

Das Satyrmädchen stieß einen Schrei aus und sprang mit einem Riesensatz aufs Bett. Dort umklammerte sie den Bettpfosten und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf das Ding auf dem Boden.

»Was ist *das*?«

»Was? Das hier? Das ist ein iPod.« Verwirrt hob ich ihn auf und streckte ihn ihr entgegen. »Das ist eine Maschine, mit der man Musik hören kann, aber sie ist leider kaputt. Ich kann dir also nicht zeigen, wie es funktioniert. Tut mir leid.«

»Es stinkt nach Eisen!«

Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, deshalb versuchte ich es einfach mit einem verwirrten Stirnrunzeln.

Tansy starrte mich aus großen braunen Augen an und stieg vorsichtig und sehr zögerlich von ihrem Zufluchtsort herunter. »Du ... du kannst es berühren?«, flüsterte sie. »Ohne dich zu verbrennen? Ohne dein Blut zu vergiften?«

»Ähm.« Ich sah auf den iPod, der völlig harmlos in meiner Hand lag. »Ja?«

Sie schauderte. »Bitte, tu das weg.«

Mit einem Achselzucken nahm ich den Rucksack und schob den iPod in die Seitentasche.

Tansy seufzte erleichtert auf und entspannte sich wieder. »Verzeih mir, ich wollte dich nicht verärgern. König Oberon hat mich gebeten, dir bis zum Elysium Gesellschaft zu leisten. Würdest du gern mehr vom Hof sehen?«

Eigentlich nicht, aber das war immer noch besser, als hier eingesperrt zu sein und sich zu langweilen. *Und vielleicht finde ich ja einen Weg, wie ich von hier verschwinden kann.*

»Okay«, sagte ich zu ihr. »Aber erst will ich mich anziehen.«

Das Satyrmädchen warf einen Blick auf meine Sterblichensachen, die immer noch zerknüllt auf dem Boden lagen, und rümpfte die Nase. Ich konnte ihr ansehen, dass sie am liebsten etwas dazu gesagt hätte, aber zu höflich war, um einen Kommentar abzugeben. »Ganz wie du wünschst. Ich warte so lange draußen.«

Ich schlüpfte in die schlabbrige Jeans, streifte das zerknitterte, stinkende T-Shirt über und empfand einen hässlichen Anflug von Befriedigung, als der Stoff weich über meine Haut glitt. *Meine Sachen verbrennen, was?*, dachte ich, zog meine Sneakers hervor und schlüpfte hinein. *Ich bin nicht Teil dieses Hofstaates, und ich werde ganz sicher nicht behaupten, seine Tochter zu sein. Egal, was er sagt.*

Auf der Frisierkommode lag eine Bürste, die ich durch meine Haare zog. Während ich in den Spiegel schaute, krampfte sich mein Magen zusammen. Ich schien noch weniger ich selbst zu sein als am Tag zuvor, auch wenn ich nicht genau sagen konnte, woran es lag. Aber eines war klar – je länger ich blieb, desto mehr verblasste von mir.

Schauernd griff ich nach meinem Rucksack und war froh, das vertraute, tröstliche Gewicht zu spüren, als ich ihn aufsetzte. Auch wenn ich nichts weiter drin hatte als einen kaputten iPod, gehörte er trotzdem mir. Ich weigerte mich, noch einmal in den Spiegel zu sehen, glaubte aber Blicke im Nacken zu spüren, als ich die Tür öffnete und in den Dornentunnel hinaustrat.

Mondlicht fiel durch die Zweige und tauchte den Pfad in silbrige Schatten. Ich fragte mich, wie lange ich eigentlich geschlafen hatte. Die Nacht war warm, und der Wind trug leise Musik heran. Tansy trat auf mich zu. In der Dunkelheit schien ihr Gesicht weniger menschlich zu sein und mehr Ähnlichkeit mit einer schwarzen Ziege zu haben, die mich anstarrte. Als ein Mondstrahl auf sie fiel, war dieser Eindruck wieder verschwunden. Lächelnd nahm sie mich an der Hand und führte mich herum.

Diesmal schien der Dornentunnel länger zu sein, voller Biegungen und Kurven, an die ich mich nicht erinnern konnte. Einmal sah ich mich um und entdeckte, dass sich die Dornen hinter uns schlossen und der Tunnel verschwand.

»Ähm ...«

»Das ist schon in Ordnung«, beruhigte Tansy mich und zog mich weiter. »Die Hecke kann einen überallhin bringen, wo auch immer man bei Hofe möchte. Man muss nur die richtigen Pfade kennen.«

»Wo gehen wir hin?«

»Du wirst schon sehen.«

Der Tunnel führte zu einem Hain, der ganz in Mondlicht getaucht war. Die Luft war erfüllt von leiser Musik, die von einem schlanken grünhäutigen Mädchen gespielt wurde, das eine goldene Harfe hielt. Rund um einen hohen, von Ranken überwucherten Stuhl, aus dessen Armlehnen weiße Rosen sprossen, scharte sich eine kleine Gruppe Feenmädchen.

Zu Füßen des Stuhls saß ein Mensch. Ich blinzelte und rieb mir die Augen, um sicherzugehen, dass sie mir keinen Streich spielten. Ja, da saß wirklich ein Mensch – ein junger Mann mit blonden Locken.

Sein Blick war leer, und er wirkte leicht benommen. Er trug kein Hemd, aber um seinen Hals wand sich ein goldenes Band, an dem eine dünne Silberkette befestigt war. Die Feenmädchen schwärmten um ihn herum, küssten seine nackten Schultern, rieben mit den Händen über seine Brust und flüsterten ihm etwas ins Ohr.

Eine von ihnen ließ ihre pinkfarbene Zunge über seinen Nacken gleiten und kratzte ihm mit den Fingernägeln den Rücken blutig, bis er sich vor Verlangen aufbäumte. Mir drehte sich der Magen um, und ich musste mich abwenden. Einen Moment später hatte ich sie alle vergessen.

Auf dem Thron saß eine Frau von solch überirdischer Schönheit, dass ich mich augenblicklich für meine schäbigen Klamotten und mein lässige Auftreten schämte. Ihr langes Haar veränderte im Mondlicht immer wieder die Farbe – mal war es silbern, mal schimmerte es golden. Sie strahlte Arroganz aus, während sie eine Aura von Macht umgab. Als Tansy mich vorwärtszog und sich verbeugte, kniff die Frau ihre funkelnden blauen Augen zusammen und musterte mich wie eine Schnecke, die sie unter einem Holzschiet gefunden hatte.

»So«, sagte sie schließlich mit einer Stimme, die vor vergifteten Eiszapfen triefte. »Das ist also Oberons kleiner Bastard.«

Oh, scheiße. Ich wusste, wer sie war. Ihr gehörte der zweite Thron an Oberons Hof. Sie war die andere treibende Kraft im *Sommernachts-
traum*. Und sie war beinahe so mächtig wie Oberon.

»Königin Titania«, würgte ich hervor und verbeugte mich.

»Es spricht«, fuhr die Dame mit gespielter Überraschung fort, »so, als würde es mich kennen. Als würde die Tatsache, dass es Oberons Brut

ist, es vor meinem Zorn schützen.« Ihr Augen funkelten wie Diamantsplitter, und wenn sie lächelte, machte sie das noch schöner und noch schrecklicher. »Doch heute Abend bin ich gnädig gestimmt. Vielleicht werde ich ihm nicht die Zunge herausschneiden und sie den Hunden vorwerfen. Vielleicht.« Titania sah an mir vorbei auf Tansy, die immer noch in ihrer tiefen Verbeugung verharrte, und krümmte einen schlanken Finger, um sie zu sich zu winken. »Tritt vor, Ziegenkind.«

Ohne den Kopf zu heben, schob Tansy sich näher heran, bis sie direkt vor der Feenkönigin stand. Königin Titania beugte sich zu ihr, als wollte sie dem Satyrmädchen etwas zuflüstern, sprach dann aber laut genug, dass ich sie auch hören konnte: »Ich werde dir erlauben, in diesem Gespräch die Stimme zu sein«, erklärte sie ihr wie einem kleinen Kind. »Ich werde alle Fragen an dich richten, und du wirst für das Bastardkind dort drüben sprechen. Sollte es auch nur ein einziges Mal versuchen, mich direkt anzusprechen, werde ich es in einen Hirsch verwandeln und meine Hunde auf es hetzen, bis es vor Erschöpfung zusammenbricht oder in Stücke gerissen wird. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Jawohl, Herrin«, flüsterte Tansy.

Vollkommen klar, Zickenkönigin, bestätigte ich in Gedanken.

»Hervorragend.« Zufrieden lehnte sich Titania zurück. Sie schenkte mir ein kurzes Lächeln, das ungefähr so feindselig war wie ein knurrender Hund, und wandte sich dann an Tansy: »Also, Ziegenmädchen, warum ist der Bastard hier?«

»Warum bist du hier?«, wiederholte Tansy die Frage an mich gerichtet.

»Ich bin auf der Suche nach meinem Bruder«, antwortete ich und achtete gewissenhaft darauf, nur Tansy anzusehen und nicht die rachsüchtige Eishexe neben ihr.

»Sie ist auf der Suche nach ihrem Bruder«, gab Tansy an die Feenkönigin gewandt weiter.

Himmel, das würde ja ewig dauern.

»Er wurde entführt und ins Nimmernie gebracht«, fuhr ich hastig fort, bevor Titania eine weitere Frage stellen konnte. »Puck hat mich durch einen Schrank hierhergeführt. Ich bin nur gekommen, um meinen Bruder zu holen und nach Hause zu bringen, damit wir den Wech-

selbald loswerden, der an seiner Stelle zurückgelassen wurde. Mehr will ich nicht. Ich werde verschwinden, sobald ich ihn gefunden habe.«

»Puck?«, hakte die Königin nach. »Aah, da hat er also die ganze Zeit gesteckt. Wie schlau von Oberon, dich so zu verstecken. Und dann ruinierst du sein kleines Täuschungsmanöver, indem du einfach hierherkommst.« Sie zischte missbilligend und schüttelte den Kopf. »Ziegenmädchen«, sagte sie und wandte sich wieder an Tansy, »frage den Bastard Folgendes: Wäre sie lieber ein Kaninchen oder ein Hirsch?«

»H-Herrin?«, stammelte Tansy, doch ich spürte bereits, wie mich die Schatten umschlossen. Mit laut klopfendem Herzen sah ich mich nach einem Fluchtweg um. Wir waren von dornigen Büschen umgeben; es gab keinen Ausweg.

»Das ist eine simple Frage«, fuhr Titania in entspanntem Konversationsston fort. »Was würde sie bevorzugen, in was ich sie verwandle – ein Kaninchen oder einen Hirsch?«

Obwohl sie nun selbst wirkte wie ein Kaninchen in der Falle, drehte Tansy sich zu mir um und begegnete meinem Blick. »M-meine Herrin möchte wissen, ob du ...«

»Ja, ich habe es gehört«, unterbrach ich sie. »Kaninchen oder Hirsch. Wie wäre es mit weder noch?« Ich wagte es, den Blick zu heben und die Feenkönigin direkt anzusehen. »Hören Sie, ich weiß ja, dass Sie mich hassen, aber lassen Sie mich doch einfach meinen Bruder retten und nach Hause gehen. Er ist erst vier und bestimmt völlig verängstigt. Bitte, ich weiß, dass er auf mich wartet. Sobald ich ihn gefunden habe, werden wir verschwinden, und Sie werden uns nie wiedersehen, das schwöre ich.«

Auf Titanias Gesicht machte sich wütender Triumph breit. »Die Kreatur wagt es, mich anzusprechen! Na schön. Sie hat ihr Schicksal selbst besiegelt.« Die Feenkönigin hob die behandschuhte Hand, und über unsere Köpfe zuckte ein Blitz. »Dann also ein Hirsch. Lasst die Hunde los. Das wird eine fröhliche Jagd!«

Ihre Hand bewegte sich langsam nach unten, und als ihre Finger auf mich zeigten, wurde mein Körper von Krämpfen geschüttelt. Ich schrie und bog den Rücken durch, als sich meine Wirbelsäule mit lautem Knackern verlängerte. Unsichtbare Zangen griffen nach meinem Gesicht und zogen daran, bis sich meine Lippen in ein Maul verwandelten. Ich

spürte meine Beine länger und dünner werden und meine Finger sich in gespaltene Hufe verwandeln. Wieder schrie ich auf, doch der Laut, der aus meiner Kehle stieg, war das gequälte Blöken eines Rehs.

Und dann war es plötzlich vorbei. Mein Körper sprang wie ein gespanntes Gummiband in seine gewohnte Form zurück, und ich brach keuchend auf dem Waldboden zusammen.

Nur verschwommen konnte ich Oberon erkennen, der am Eingang des Tunnels stand, sein Arm ausgestreckt und mit ein paar Elfenrittern hinter ihm. Einen Moment lang war ich sicher, Grimalkin zu seinen Füßen zu sehen, aber als ich blinzelte, waren da nichts als Schatten. Bei seinem Erscheinen brach die klimpernde Harfenmusik abrupt ab. Die Feenmädchen, die den Mann mit dem Halsband umringten, warfen sich zu Boden und neigten die Köpfe.

»Weib«, sagte Oberon ruhig, während er auf die Lichtung trat, »das wirst du nicht tun.«

Titania erhob sich mit wutverzerrtem Gesicht. »Du wagst es, so mit mir zu reden?«, fauchte sie, und ein heftiger Windstoß ließ die Blätter rascheln. »Du wagst es, nachdem du sie vor mir versteckt und ihr dein kleines Schoßhündchen hinterhergeschickt hast, damit es auf sie aufpasst?« Titania zischte, und ein Blitz zuckte über den Himmel. »Mir verbietest du einen Gespielen, und selbst stellst du stolz deinen Halbblutbastard bei Hofe zur Schau. Du bist eine Schande. Hinter deinem Rücken macht sich der gesamte Hofstaat über dich lustig, und trotzdem beschützt du sie.«

»Gleichwohl ist sie von meinem Blut, und du wirst sie nicht anrühren.« Oberons ruhige Stimme übertönte, auf welche Art auch immer, das Heulen des Windes. »Wenn du irgendwelche Beschwerden vorzubringen hast, meine Liebe, wende dich an mich, aber lasse das Mädchen aus dem Spiel. Es ist nicht ihre Schuld.«

»Vielleicht sollte ich sie in einen Kohlkopf verwandeln«, überlegte die Königin und warf mir einen hasserfüllten Blick zu, »und sie in meinen Garten pflanzen, zur Freude der Kaninchen. Dann wäre sie nützlich und begehrt.«

»Du wirst sie *nicht* anrühren«, wiederholte Oberon, diesmal mit einer Stimme voll Autorität. Sein Mantel bauschte sich, er gewann an Größe,

und sein Schatten fiel lang über den Boden. »Ich befehle es dir, Weib. Ich habe mein Wort gegeben, dass ihr an meinem Hof kein Leid geschieht, und du wirst mir in dieser Sache gehorchen. Ist das klar?«

Blitze zuckten, und der Boden bebte unter den wütenden Blicken der beiden Herrscher. Die Mädchen am Fuß des Throns schauderten, während Oberons Wachen die Griffe ihrer Schwerter umfasst hielten. Ganz in der Nähe brach von einem Baum ein Ast, der fast das Harfenmädchen traf, das sich im letzten Moment hinter den Stamm flüchtete. Ich kauerte mich auf den Boden und versuchte, mich so klein wie möglich zu machen.

»Nun gut, mein Gemahl.« Titanias Stimme war eiskalt, aber der Wind ließ nach, und die Erde beruhigte sich wieder. »Wie du befehlst. Ich werde dem Halbblut kein Leid zufügen, solange es sich am Hofe befindet.«

Oberon nickte knapp. »Und deine Bediensteten werden ihr ebenfalls nichts tun.«

Die Königin verzog den Mund, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. »Jawohl, mein Gemahl.«

Der Erbkönig seufzte. »Also schön. Wir werden uns später noch darüber unterhalten. Ich wünsche euch eine gute Nacht, meine Liebe.« Er drehte sich schwingvoll um, sodass sich sein Mantel bauschte, und verließ mit den Wachen im Gefolge die Lichtung. Eigentlich hätte ich ihm gern etwas hinterhergerufen, aber ich wollte nicht, dass es so aussah, als würde ich Daddys Schutz suchen, insbesondere nicht, nachdem er Titania einen Maulkorb verpasst hatte.

Apropos...

Ich schluckte schwer und drehte mich zu der Feenkönigin um, die mich anstarrte, als wolle sie das Blut in meinen Adern zum Kochen bringen. »Tja, du hast Seine Majestät gehört, Halbblut«, säuselte sie giftig. »Verschwinde besser, bevor ich mein Versprechen vergesse und dich in eine Schnecke verwandele.«

Ich wollte nichts lieber als das. Doch gerade, als ich aufgestanden war und mich zur Flucht wandte, schnippte Titania mit den Fingern.

»Warte!«, befahl sie. »Ich habe eine bessere Idee. Ziegenmädchen, komm her.«

Tansy erschien an ihrer Seite. Die Satyrin wirkte total verängstigt. Ihre Augen quollen aus dem Kopf, und ihre pelzigen Beine zitterten. Die Königin zeigte mit einem Finger auf mich. »Bring Oberons Bastard in die Küche. Sage Sarah, dass wir eine neue Magd gefunden haben. Wenn der Bastard bleiben muss, soll er wenigstens arbeiten.«

»A-aber, Herrin«, stammelte Tansy, und ich fand es bewundernswert, dass sie den Mut aufbrachte, der Königin zu widersprechen. »König Oberon sagte ...«

»Ah, aber König Oberon ist nicht mehr hier, oder?« Titanias Augen funkelten, und ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. »Und was Oberon nicht weiß, macht ihn nicht heiß. Jetzt geh, bevor ich endgültig die Geduld verliere.«

Wir folgten dem Befehl und versuchten nicht übereinanderzustolpern, während wir vor der Königin in Richtung des Tunnels flohen.

Als wir die Hecke erreichten, fegte eine Welle der Macht wie ein Windstoß über die Lichtung, und die Mädchen hinter uns heulten auf. Einen Moment später schoss ein Fuchs wie ein pelziger roter Blitz in den Tunnel. Ein paar Meter weiter blieb er stehen und starrte uns an. In seinen weit aufgerissenen grünen Augen spiegelten sich Verwirrung und Furcht. Ich sah, wie ein goldenes Halsband an seiner Kehle aufblitzte, bevor er ein ängstliches Bellen ausstieß und in der Hecke verschwand.

Schweigend folgte ich Tansy durch das Labyrinth aus Dornen und versuchte zu verarbeiten, was gerade geschehen war. Okay, Titania hatte also ein ernsthaftes Problem mit mir. Das war richtig, richtig übel! Hätte es eine Liste von Leuten gegeben, die ich bestimmt nicht zum Feind haben wollte, hätte die Königin der Feen wahrscheinlich den ersten Platz belegt. Von nun an würde ich wirklich vorsichtig sein müssen, um nicht zu riskieren, als Pilz in irgendeiner Suppe zu enden.

Tansy sagte kein Wort, bis wir eine große Doppeltür aus Stein in der Hecke erreichten. Durch den Schlitz am Boden drangen Dampfwolken, und die Luft war heiß und fettig.

Nachdem wir die Türen aufgedrückt hatten, schlug uns heiße, verrauchte Luft entgegen. Als ich die Tränen weggeblinzelt hatte, sah ich eine riesige Küche vor mir. Gemauerte Öfen bullerten, Kupferkessel blubberten über offenen Feuerstellen, und ein Dutzend Gerüche über-

fluteten meine Sinne. Pelzige kleine Männer in Schürzen wuselten zwischen verschiedenen Arbeitstischen hin und her und kochten, backten und prüften den Inhalt der Kessel. Auf einem Tisch lag der blutige Kadaver eines Schweins, der gerade von einer riesigen grünhäutigen Frau mit kräftigen Hauern und geflochtenen braunen Haaren zerlegt wurde.

Als sie uns in der Tür stehen sah, stapfte sie zu uns herüber. An ihrer Schürze klebten Blut und Fleischfetzen.

»Keine Schnorrer in meiner Küche«, knurrte sie und wedelte mit einem großen bronzenen Schlachtermesser vor meiner Nase herum. »Für solche wie dich habe ich keine Küchenabfälle. Musst deine miesen, diebischen Finger woanders hinstecken.«

»S-Sarah Hautschäler, das ist Meghan Chase.« Als Tansy uns vorstellte, schenkte ich der Trollfrau ein schwaches »Bitte töte mich nicht«-Lächeln. »Auf Befehl der Königin soll sie dir in der Küche helfen.«

»Ich brauche keine Hilfe von einem dünnen Halbblutäffchen«, knurrte Sarah Hautschäler und musterte mich abschätzig. »Sie würde uns nur aufhalten, und wir arbeiten uns sowieso schon die Finger wund, um alles für das Elysium vorzubereiten.« Nach einem prüfenden Blick auf mich seufzte sie und kratzte sich mit dem Messergriff am Kopf. »Schätze, ich könnte einen Platz für sie finden. Aber richte Ihrer Majestät aus, dass sie bitte die Stallungen oder die Hundezwinger auswählen soll, wenn sie das nächste Mal jemanden foltern will. Ich habe hier alle Hilfe, die ich brauche.«

Tansy nickte und verschwand hastig. Ich blieb mit der Riesin allein zurück. Ich spürte, wie mir der Schweiß den Rücken herunterlief, und das lag nicht an den Feuerstellen.

»Also gut, Äffchen«, bellte Sarah Hautschäler und richtete ihr Messer auf mich. »Mir ist völlig egal, dass du der Sprössling Seiner Majestät bist, ab jetzt gehörst du zu meiner Küche. Die Regeln hier sind einfach – wer nicht arbeitet, isst auch nicht und hat ein bisschen Spaß in der Ecke mit mir und meiner Peitsche. Man nennt mich nicht umsonst Sarah Hautschäler.«

Der Rest des Abends verging mit Schrubben und Putzen. Ich wischte Blut und Fleischbrocken vom Steinboden auf. Ich fegte Asche aus den

Öfen. Ich spülte bergeweise Teller, Kelche, Töpfe und Pfannen ab. Jedes Mal, wenn ich eine Pause machte, um mir die schmerzenden Glieder zu reiben, stand plötzlich die Trollfrau da, brüllte Befehle und scheuchte mich zu meiner nächsten Aufgabe. Als sie mich gegen Ende des Abends dabei erwischte, wie ich mich auf einen Hocker setzte, knurrte sie etwas von »faulen Menschen«, riss mir den Besen aus der Hand und gab mir einen anderen. Sobald sich meine Hände um den Besenstiel schlossen, erwachte der Besen zum Leben und fegte mit energischen, kräftigen Bewegungen den Boden, während mich meine Beine durch den Raum trugen. Ich versuchte das Ding loszulassen, aber meine Finger schienen an dem Stiel festzukleben, und ich konnte sie nicht lösen. Ich fegte, bis meine Beine schmerzten, meine Arme brannten und ich vor lauter Schweiß in den Augen nichts mehr sah. Endlich schnippte die Trollfrau mit den Fingern, und der Besen hörte mit seinen wahnsinnigen Fegebewegungen auf. Meine Knie waren so weich, dass ich zusammenbrach. Den sadistischen Besen hätte ich am liebsten in den nächsten Ofen geworfen.

»Hat dir das gefallen, Halbblut?«, fragte Sarah Hautschäler, aber ich war zu erschöpft, um zu antworten. »Morgen gibt es noch mehr davon, das verspreche ich dir. Hier.« Zwei Stücke Brot und ein Brocken Käse landeten vor mir auf dem Boden. »Das ist das Abendessen, das du dir heute verdient hast. Solltest du eigentlich ohne Probleme essen können. Vielleicht kriegst du morgen was Besseres.«

»Toll«, murmelte ich und wollte in mein Zimmer kriechen. Niemals würde ich hierher zurückkehren. Morgen würde ich meinen aufgezungenen Dienst ganz zufällig »vergessen« und dann vielleicht sogar einen Weg finden, vom Lichten Hof zu verschwinden. »Bis morgen.«

Die Trollfrau trat mir in den Weg. »Wo willst du hin, Halbblut? Du gehörst jetzt zu meiner Arbeitstruppe, und das bedeutet, dass du *mir* gehörst.« Sie zeigte auf eine Holztür in der Ecke. »Die Dienstbotenquartiere sind voll. Du kannst da in der Speisekammer schlafen.« Sie schenkte mir ein grausames Lächeln, wobei sie stumpfe gelbe Zähne und ihre Hauer entblöbte. »Arbeitsbeginn ist bei Sonnenaufgang. Bis morgen, Äffchen.«

Ich verspeiste mein karges Abendessen und kroch dann zum Schla-

fen unter die Regalbretter, auf denen Zwiebeln, Rüben und seltsames blaues Gemüse gelagert wurde. Ich hatte zwar keine Decke, aber in der Küche war es sowieso unangenehm warm. Gerade versuchte ich mir aus einem Getreidesack ein Kissen zu formen, als mir mein Rucksack einfiel, den man achtlos auf ein Küchenbrett geworfen hatte, und ich kroch wieder raus, um ihn zu holen. Der orangefarbene Sack enthielt jetzt nichts mehr außer einem kaputten iPod, aber es war trotzdem meiner, die einzige Erinnerung an mein altes Leben.

Ich holte also den Rucksack von dem Regal und wollte gerade in meine winzige Kammer zurückkehren, als ich plötzlich spürte, wie sich etwas darin bewegte. Vor Schreck hätte ich ihn fast fallen lassen, woraufhin ich ein leises Kichern vernahm. Vorsichtig schlich ich zu einem der Arbeitstische, legte den Rucksack drauf, packte ein Messer und zog dann den Reißverschluss auf, bereit, alles, was herauspringen würde, abzustechen.

Da lag nur mein iPod, kaputt und stumm. Seufzend zog ich den Reißverschluss wieder zu und nahm den Rucksack mit in die Speisekammer. Dort schmiss ich ihn in eine Ecke, rollte mich auf dem Boden zusammen, bettete den Kopf auf den Getreidesack und ließ meine Gedanken schweifen. Ich dachte an Ethan, an Mom und an die Schule. Würde ich zu Hause schon vermisst? Wurden Suchtrupps losgeschickt, schnüffelten Polizeihunde die Orte ab, an denen ich zuletzt gesehen worden war? Oder hatte Mom mich vergessen, so wie Luke es bestimmt getan hatte? Würde ich überhaupt noch ein Zuhause haben, in das ich zurückkehren konnte, falls ich es schaffte, Ethan zu finden?

Ich begann zu zittern, und meine Augen wurden feucht. Bald liefen mir Tränen über die Wangen, durchnässten den Sack unter meinem Kopf und ließen meine Haare zusammenkleben. Ich drückte schluchzend das Gesicht gegen den rauen Stoff. Jetzt war ich ganz unten angekommen. Ich lag in einer finsternen Speisekammer, hatte keine Chance mehr, Ethan zu retten, und nichts lag vor mir außer Angst, Schmerz und Erschöpfung. Ich war bereit aufzugeben.

Nach und nach verloren meine Schluchzer an Kraft, und meine Atmung beruhigte sich wieder. Da bemerkte ich, dass ich nicht allein war.

Ich hob den Kopf und sah als Erstes meinen Rucksack in der Ecke liegen, wo ich ihn hingeworfen hatte. Der Reißverschluss stand offen, und die Tasche wirkte wie ein aufgerissenes Maul. Darin konnte ich das metallische Schimmern des iPods sehen.

Dann entdeckte ich die Augen.

Mir blieb fast das Herz stehen, und ich setzte mich ruckartig auf, wobei ich mit dem Kopf gegen ein Regalbrett knallte. In einer Staubwolke zog ich mich bis in die hinterste Ecke zurück, wo ich mich keuchend hinkauerte.

Ich hatte diese Augen schon einmal gesehen, ihr grünes Glühen und das intelligente Funkeln darin. Das Wesen war klein, kleiner als ein Kobold, hatte glatte schwarze Haut und lange, dürre Arme. Bis auf die großen koboldähnlichen Ohren sah es aus wie eine grauenhafte Mischung aus Affe und Spinne.

Die Kreatur grinste, sodass ihre glühenden Zähne die Ecke in fahlblaues Licht tauchten.

Dann sprach sie.

Ihre Stimme knisterte in der Finsternis wie ein Radio, das statisches Rauschen von sich gab. Erst konnte ich nichts verstehen. Dann war es, als würde der Sender gewechselt, das Rauschen verschwand, und ich hörte einzelne Worte.

»... wartet«, krächzte das Wesen, immer noch etwas verzerrt. »Komm zum ... Eisen ... dein Bruder ... gefangen ...«

»Ethan?« Sofort schoss ich hoch und stieß mir prompt wieder den Kopf. »Wo ist er? Was weißt du von ihm?«

»... Eiserne Hof ... wir ... warten auf ...« Das Wesen flackerte in der Dunkelheit und wurde unscharf wie ein schwindendes Fernsehbild. Dann zischte es, erlosch und ließ nur pechschwarze Finsternis zurück.

Ich lag mit klopfendem Herz in der Dunkelheit und dachte über das nach, was das Wesen gesagt hatte. Dieses unheimliche Gespräch verriet mir nicht viel, außer dass mein Bruder noch lebte und etwas, das sich Eiserner Hof nannte, auf irgendetwas wartete.

Okay, sagte ich mir und holte tief Luft. Sie sind immer noch da draußen, Meghan. Ethan und dein Dad. Du kannst jetzt nicht aufgeben. Hör auf rumzuheulen und reiß dich zusammen.

Ich nahm den iPod und schob ihn mir in die Gesäßtasche. Falls dieses Monsterding wiederkam und mir Neuigkeiten von Ethan brachte, wollte ich vorbereitet sein. Dann legte ich mich wieder auf den kalten Boden, schloss die Augen und schmiedete Pläne.

Die folgenden zwei Tage rauschten an mir vorbei. Ich tat alles, was mir die Trollfrau auftrug: Spülte Teller, schrubhte Böden, schnitt Fleisch von Tierkadavern, bis meine Hände blutrot waren. Es folgten keine Zauber mehr gegen mich, und Sarah Hautschäler betrachtete mich langsam mit widerwilligem Respekt. Das Essen, das ich bekam, war einfach: Brot, Käse und Wasser. Die Trollfrau erklärte mir, dass alles Exotischere meinen empfindlichen halb menschlichen Stoffwechsel durcheinanderbringen würde. Nachts kroch ich erschöpft auf meinen Schlafplatz in der Speisekammer und schlief auf der Stelle ein. Das dürre Wesen kam nach der ersten Nacht nicht wieder, und ich wurde Gott sei Dank auch nicht mehr von Alpträumen heimgesucht.

Doch die ganze Zeit über hielt ich Augen und Ohren offen und sammelte jede Information, die nützlich sein konnte, wenn ich schließlich fliehen würde. In der Küche stand ich unter strenger Beobachtung von Sarah Hautschäler, von hier war eine Flucht unmöglich. Die Trollfrau hatte die Angewohnheit, immer genau dann aufzutauchen, wenn ich mal eine Pause machen wollte, oder in dem Moment hereinzukommen, wenn ich mit einer Aufgabe fertig war. In einer Nacht versuchte ich, mich aus der Küche zu schleichen, doch als ich die Doppeltür öffnete, befand sich dahinter nicht der Dornentunnel, sondern nur ein kleiner Lagerraum. An diesem Punkt wäre ich fast verzweifelt, doch ich zwang mich zu Geduld. Der richtige Moment würde schon kommen, sagte ich mir. Ich musste einfach bereit sein, wenn es so weit war.

Wann immer es ging, unterhielt ich mich mit den anderen Küchenhelfern, die vor allem Heinzelmännchen und Gnome waren, doch die waren so beschäftigt, dass ich kaum etwas von ihnen erfuhr. Aber ich bekam etwas heraus, was mein Herz höherschlagen ließ: Das Elysium, das Event, wegen dem in der Küche alle wie aufgeschreckte Hühner herumrannten, würde in wenigen Tagen stattfinden. Wie es die Tradition gebot, würden sich der Lichte und der Dunkle Hof in friedlicher

Absicht treffen, um politische Entscheidungen zu diskutieren, neue Abkommen zu unterzeichnen und ihren wackeligen Waffenstillstand zu bekräftigen. Da Frühling war, würde der Dunkle Hof für das Elysium in Oberons Reich reisen. Im Winter würden dann die Dunklen die Gastgeber sein. Der gesamte Hofstaat war eingeladen, und als Küchenpersonal war es unsere Pflicht, ebenfalls anwesend zu sein.

Ich arbeitete weiterhin hart, während sich in meinem Kopf ganz eigene Pläne für das Elysium entwickelten.

Drei Tage nach meiner Verbannung in die Küche bekamen wir Besuch.

Ich stand neben einem Korb mit winzigen toten Wachteln, die ich rupfte, nachdem Sarah Hautschäler ihnen das Genick gebrochen hatte und sie an mich weitergab. Ich versuchte nicht hinzusehen, wenn die Trollfrau in den Käfig griff, einen wild flatternden, panisch dreinschauenden Vogel packte und ihm mit einem ploppenden Geräusch den Hals umdrehte. Dann warf sie den leblosen Körper wie eine gepflückte Frucht in den Korb und griff nach dem nächsten.

Plötzlich ging die Tür auf, Licht flutete in den Raum, und drei Feenritter traten ein. Ihr langes silbernes Haar, das sie zu einfachen Pferdeschwänzen zusammengebunden trugen, schimmerte im Halbdunkel, und in ihren Mienen spiegelten sich Arroganz und Herablassung.

»Wir kommen wegen des Halbbluts«, verkündete einer von ihnen mit lauter Stimme. »Auf Befehl von König Oberon soll sie uns begleiten.«

Sarah Hautschäler sah kurz zu mir rüber, schnaubte und griff nach der nächsten Wachtel. »Von mir aus gern. Die Göre war sowieso nur eine Last und das von Anfang an. Schafft sie aus meiner Küche, auf Nimmerwiedersehen.« Sie unterstrich ihre Aussage durch das scharfe Knacken eines brechenden Vogelhalses.

Ein Heinzelmännchen verließ seinen Platz an einem der Öfen, um meine Stelle einzunehmen. Es scheuchte mich weg, während es auf einen Hocker sprang.

Ich wollte den Rittern schon folgen, als mir mein Rucksack einfiel, der noch in der Speisekammer lag. Also murmelte ich eine Entschuldigung, holte ihn rasch und warf ihn mir beim Zurückkommen über die Schulter. Keines der Heinzelmännchen sah auf, als ich ging, doch

Sarah Hautschäler starrte mir finster hinterher, während sie einen weiteren Wachtelhals umdrehte. Mit einer Mischung aus Erleichterung und einem eigenartigen Schuldgefühl folgte ich den Rittern aus der Küche.

Sie führten mich durch das verzweigte Brombeergestrüpp zu einer anderen Tür und öffneten sie. Ich betrat ein kleines Schlafgemach, das nicht annähernd so edel ausgestattet war wie das erste, aber trotzdem schön war. Als ich mich umsah, entdeckte ich hinter einer angrenzenden Tür ein dampfendes Wasserbecken, und plötzlich sehnte ich mich nach einem Bad.

Da hörte ich gedämpftes Hufgeklapper auf dem Teppich und drehte mich um. Eine große, schlanke Frau mit strahlend weißer Haut und schwarzen Haaren, gefolgt von zwei Satyrmädchen, trat ein. Das Kleid der Frau war so schwarz, dass es das Licht aufzusaugen schien, und ihre Finger waren dürr und extrem lang.

Eines der Satyrmädchen spähte hinter dem Rock der Frau hervor. Ich erkannte Tansy, die mir ein schüchternes Lächeln schenkte, als fürchtete sie, ich wäre wegen des Vorfalls mit Titania böse auf sie. War ich nicht. Sie war genau wie ich nur eine Schachfigur im Spiel der Königin gewesen. Doch bevor ich etwas sagen konnte, glitt die große Frau auf mich zu und packte mit ihren knöchigen Fingern mein Kinn. Schwarze Augen, in denen weder Pupillen noch eine Iris zu erkennen war, musterten mein Gesicht.

»Schmutzig«, hauchte sie schließlich mit einer Stimme wie Seide, die über eine Stahlklinge gezogen wird. »Was für ein unansehnliches, schmutziges kleines Geschöpf. Was erwartet Oberon denn, was ich damit anfangen soll? Ich kann keine Wunder wirken.«

Ich entwand mein Gesicht ihrem Griff, was die Satyrmädchen erschrocken quieken ließ.

Die Frau schien jedoch belustigt. »Nun ja, ich schätze, wir werden es einfach versuchen müssen. Halbblut...«

»Mein Name ist nicht Halbblut«, fauchte ich, weil ich es langsam satt hatte, diese Bezeichnung immer wieder zu hören, »sondern Meghan. Meghan Chase.«

Die Frau blinzelte nicht einmal. »Du gibst deinen Namen ziemlich leichtfertig preis, mein Kind«, stellte sie fest, was mich verwirrt die

Stirn runzeln ließ. »Du hast Glück, dass das nicht dein Wahrer Name ist, sonst könntest du dich schnell in einer unangenehmen Lage wiederfinden. Also schön, Meghan Chase. Ich bin Dame Weberin, und du wirst mir jetzt gut zuhören. König Oberon hat mich gebeten, dich für das Elysium heute Abend hoffähig zu machen. Er wünscht nicht, dass seine Halbbluttochter vor dem Dunklen Hof in Bauernlumpen, oder schlimmer noch, in der Kleidung von Sterblichen herumstolziert. Ich sagte ihm, ich würde mein Bestes geben. Er solle keine Wunder erwarten, doch wir würden es zumindest versuchen. Aber ...«, sie zeigte auf den Nebenraum, »... eins nach dem anderen. Du stinkst nach Mensch, Troll und Blut. Nimm ein Bad.« Sie klatschte in die Hände, und die beiden Satyrmädchen trabten an ihr vorbei und stellten sich vor mich. »Tansy und Clarissa werden dir zur Hand gehen. Ich muss nun etwas entwerfen, was du tragen kannst und was deinen Vater nicht zum Gespött der Leute macht.«

Ich sah kurz zu Tansy, die meinem Blick auswich. Schweigend folgte ich den beiden zu dem Wasserbecken, zog meine stinkenden Sachen aus und glitt in das heiße Wasser.

Reinste Glückseligkeit. Ich ließ mich einige Minuten lang treiben und die Wärme bis in meine Knochen vordringen, bis die Schmerzen und die Anspannung der letzten drei Tage sich zu legen begannen. Dabei fragte ich mich, ob Feen eigentlich jemals schmutzig wurden oder schwitzten. Alle Adligen, die ich bisher gesehen hatte, waren immer nur tadellos und elegant gewesen.

Die Hitze machte mich schläfrig. Ich musste wohl kurz eingedöst sein, denn ich hatte einen beängstigenden Traum, in dem eine große Schar schwarzer Spinnen über meinen Körper kroch und mich mit ihren Fäden einspannen, als wäre ich eine riesige Fliege. Als ich aufwachte, fröstelte ich, und meine Haut juckte. Ich lag auf dem Bett, und Dame Weberin stand über mir.

»Nun ja.« Sie seufzte, während ich mich mühsam aufsetzte. »Es ist sicherlich nicht mein herausragendstes Werk, aber es wird wohl reichen. Komm her, Mädchen. Stell dich für einen Moment vor den Spiegel.«

Ich folgte ihrer Anweisung und starrte dann erstaunt mein Spiegelbild an. Ein schimmerndes silbernes Kleid bedeckte meinen Körper, der

Stoff zarter als Seide. Er floss selbst bei der kleinsten Bewegung wie Wasser über meine Haut, die Ärmel bauschten sich um meine Arme und berührten mich kaum. Meine Haare waren aufgedreht und mit funkelnden Klammern in eleganten Locken an meinem Kopf festgesteckt worden. An meinem Hals erstrahlte ein Saphir in blauem Feuer, der ungefähr so groß war wie die Faust eines Babys.

»Nun?« Dame Weberin berührte sanft einen meiner Ärmel und betrachtete ihn bewundernd wie ein Künstler sein Lieblingsgemälde. »Was hältst du davon?«

»Es ist wunderschön«, erwiderte ich überwältigt, während ich weiter die Feenprinzessin im Spiegel anstarrte. »Ich erkenne mich gar nicht wieder.« Plötzlich kam mir ein Gedanke, und ich kicherte leicht hysterisch. »Aber ich werde mich um Mitternacht nicht in einen Kürbis verwandeln, oder?«

»Wenn du dich mit den falschen Leuten anlegst, kann das durchaus passieren.« Dame Weberin wandte sich ab und klatschte in die Hände. Wie Stehaufmännchen erschienen Tansy und Clarissa, beide in einfachen weißen Kleidern und mit gebürsteten Lockenköpfen, sodass ich unter Tansys braunen Locken kleine Hörner aufblitzen sehen konnte. Sie hielt meinen orangefarbenen Rucksack mit spitzen Fingern, als hätte sie Angst, er könne sie beißen.

»Ich habe die Mädchen deine Sterblichenkleidung waschen lassen«, erklärte Dame Weberin nach einem letzten Blick in den Spiegel. »Oberon wollte sie zerstört sehen, doch das hätte noch mehr Arbeit für mich bedeutet. Also habe ich sie in deine Tasche gepackt. Sobald das Elysium vorbei ist, werde ich dieses Kleid zurückfordern. Du solltest also gut auf deine eigenen Sachen aufpassen.«

»Äh, okay«, stammelte ich und nahm Tansy den Rucksack ab. Ein kurzer Blick hinein zeigte mir, dass meine Jeans und das T-Shirt ordentlich gefaltet darin lagen und der iPod immer noch in der Seitentasche steckte. Kurz überlegte ich, ob ich den Rucksack hier zurücklassen sollte, entschied mich dann aber dagegen. Oberon könnte ihn als abstoßend empfinden und ihn auch ohne mein Wissen verbrennen lassen. Doch er gehörte nun einmal mir, und darin befand sich alles, was ich in dieser Welt besaß. Etwas verlegen schob ich mir einen Tragerie-

men über die Schulter – die Landeiprinzessin mit dem orangefarbenen Rucksack.

»Gehen wir«, hauchte Dame Weberin und wickelte sich einen weichen schwarzen Schal um den Hals. »Das Elysium erwartet uns. Und, Halbblut: Ich habe viel Arbeit in dieses Kleid gesteckt. Versuche, dich nicht umbringen zu lassen.«

Elysium

Durch einen Dornentunnel gelangten wir wieder auf den Hof. Wie vor ein paar Tagen war er voller Feenwesen, aber eine düstere Stimmung hatte Einzug gehalten. Musik wurde gespielt, eindringlich und wild. Die Feen tanzten, sprangen und tollten dazu selbstvergessen herum. Ein Satyr kniete hinter einem wehrlosen Mädchen mit roter Haut, ließ seine Hände über ihre Rippen gleiten und küsste ihren Nacken. Zwei Frauen mit Fuchsohren umkreisten ein benommen wirkendes Heinzelmännchen, und in ihren goldenen Augen stand die blanke Gier. Eine Gruppe Adelige tanzte einen hypnotischen Reigen, ihre Bewegungen sinnlich und erotisch, ganz verloren in der Musik und ihrer Leidenschaft.

Ich verspürte den unbändigen Drang, mich ihnen anzuschließen, den Kopf zurückzuwerfen und mich im Takt der Musik zu drehen, ohne mir Gedanken darüber zu machen, wohin sie mich führen würde. Als ich für einen Moment die Augen schloss, fühlte ich, wie die wilde Melodie meine Seele ergriff und mit ihr in den Himmel aufstieg. Meine Kehle wurde eng, und mein Körper begann sich im Rhythmus der Musik zu wiegen. Abrupt riss ich die Augen auf. Unbewusst hatte ich mich dem Kreis der Tänzer genähert.

Ich biss mir auf die Lippe, bis ich Blut schmeckte, und der brennende Schmerz brachte mich wieder zur Besinnung. *Reiß dich zusammen, Meghan. Wachsam bleiben! Das bedeutet: kein Essen, kein Tanz, keine Gespräche mit Fremden. Konzentriere dich auf deine Aufgabe.*

Ich entdeckte Oberon und Titania an einer langen Tafel sitzend, umgeben von Lichten Rittern und Trollen. König und Königin saßen zwar nebeneinander, ignorierten einander aber geflissentlich. Oberon hatte

das Kinn in die Hand gestützt und ließ seinen Blick ausdruckslos über seinen Hofstaat wandern. Titania saß so gerade, als hätte ihr jemand einen Eiszapfen in den Hintern geschoben.

Puck war nirgendwo zu sehen. Ich fragte mich, ob Oberon ihn schon freigelassen hatte.

»Genießt du die Feierlichkeiten?«, fragte eine vertraute Stimme.

»Grimalkin!«, rief ich aus, als ich den grauen Kater auf dem Rand des Teichbeckens entdeckte. Er hatte den Schwanz ordentlich um die Pfoten gelegt, und seine goldenen Augen musterten mich mit dem üblichen Desinteresse. »Was machst du denn hier?«

Er gähnte. »Ich habe ein Nickerchen gemacht, aber wie es aussieht, könnte das hier bald ganz interessant werden, also werde ich wohl noch ein wenig bleiben.« Der Kater stand auf, streckte sich, machte einen Buckel und warf mir dann einen fragenden Seitenblick zu. »Und, Mensch, wie ist das Leben an Oberons Hof?«

»Du hast es gewusst«, beschuldigte ich ihn, als er sich wieder setzte und begann, sich eine Pfote zu putzen. »Du hast die ganze Zeit gewusst, wer ich war. Deshalb hast du dich bereit erklärt, mich zu Puck zu bringen – du hast gehofft, du könntest Oberon erpressen.«

»Erpressen«, erwiderte Grimalkin und blinzelte träge mit den gelben Augen, »ist so ein barbarisches Wort. Du hast noch viel über Feen zu lernen, Meghan Chase. Denkst du denn, andere hätten nicht dasselbe getan? Hier hat alles seinen Preis. Frag Oberon. Oder, wenn wir schon dabei sind, frag deinen Puck.«

Ich wollte gerade nachhaken, was er damit meinte, doch in dem Moment fiel ein Schatten über mich, und als ich mich umdrehte, ragte Dame Weberin vor mir auf.

»Der Winterhof wird bald eintreffen«, hauchte sie und umschloss mit ihren bleistiftdünnen Fingern meine Schulter. »Du musst deinen Platz an der Tafel einnehmen, an der Seite König Oberons. Er besteht auf deiner Gegenwart. Los, geh.«

Ihr Griff wurde härter, und sie schob mich zu der langen Tafel, an der Oberon und die Adligen des Sommerhofes warteten. Oberons Blick war betont gleichgültig, aber in Titanias Augen funkelte der blanke Hass, sodass ich am liebsten weggerannt wäre und mich irgendwo ver-

krochen hätte. Mit der unheimlichen Spinnenfrau auf der einen Seite und der Königin des Lichten Hofes auf der anderen würde ich am Ende des Abends ziemlich sicher als Maus oder Kakerlake enden.

»Mach deinem Vater deine Aufwartung«, zischte Dame Weberin mir ins Ohr, bevor sie mich in Richtung des Erlkönigs schubste.

Ich schluckte schwer und ging dann unter den starren Blicken der Höflinge auf die Tafel zu. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Es fühlte sich an, als müsste ich vor der gesamten Schule eine Rede halten und hätte meine Notizen vergessen. Also betete ich schweigend um eine Eingebung, während ich Oberon in die ausdruckslosen grünen Augen sah und dann in einen unbeholfenen Knicks sank.

Der Erlkönig setzte sich auf. Ich sah, wie sein Blick kurz an dem grellorangenen Rucksack hängen blieb und er die Augenbrauen zusammenzog. Mir stieg das Blut in den Kopf, aber jetzt konnte ich ihn auch nicht mehr absetzen.

»Wir heißen Meghan Chase bei Hofe willkommen«, erklärte Oberon dann mit steifer, formeller Stimme. Er hielt inne und schien darauf zu warten, dass ich etwas erwiderte, aber mir blieb jedes Wort im Halse stecken. Schweigen breitete sich aus, und irgendjemand in der Menge kicherte leise. Schließlich wies Oberon auf einen freien Stuhl am unteren Ende des Tisches, und mit knallrotem Gesicht ließ ich mich unter dem Blick des gesamten Hofstaates darauf nieder.

»Höchst beeindruckend«, raunte eine Stimme zu meinen Füßen. Grimalkin sprang auf den Stuhl neben mir, wo ich gerade meinen Rucksack hatte ablegen wollen. »Du hast eindeutig die Schlagfertigkeit deines Vaters geerbt. Dame Weberin muss so stolz auf dich sein.«

»Halt die Klappe, Grim«, murmelte ich und schob den Rucksack unter meinen Stuhl. Ich hätte noch mehr zu sagen gehabt, doch in diesem Moment verstummte die Musik, und laute Fanfarenstöße ertönten.

»Sie sind da«, stellte Grimalkin fest und presste die Augen zu goldenen Schlitzen zusammen. Der Kater schien zu lächeln. »Das dürfte höchst interessant werden.«

Die Fanfarenstöße schwollen an, und auf einer Seite des Hofes geriet die allgegenwärtige Dornenhecke in Bewegung, die Zweige zogen sich

zurück und bildeten einen hohen Torbogen, der wesentlich größer und schöner war als alle, die ich bisher gesehen hatte. An den Ranken erblühten schwarze Rosen, und ein eisiger Wind blies durch das Tor und überzog die Bäume in der Nähe mit Frost.

Das erste Wesen tappte durch den Bogen, und ich zitterte auf einmal nicht mehr nur vor Kälte. Es war ein Kobold mit warziger grüner Haut, der einen edlen schwarzen Mantel mit Goldknöpfen trug. Er musterte verschlagen den wartenden Hofstaat, drückte die Brust heraus und rief mit klarer, aber irgendwie knirschender Stimme: »Ihre Majestät Königin Mab, Herrin des Winterhofes, Herrscherin der Herbstlande, Königin von Luft und Finsternis!«

Und dann kamen die Dunklen.

Auf den ersten Blick sahen sie den Lichten Feen sehr ähnlich. Die kleinen Männer, die das Banner der Dunklen trugen, sahen aus wie Gnome in schicken Mänteln und mit roten Kappen. Dann bemerkte ich ihr schiefes, haifischähnliches Grinsen und den flackernden Wahnsinn in ihren Augen und wusste, dass sie keine netten Gartenzwerge waren, ganz im Gegenteil.

»Dunkerwichtel«, murmelte Grimalkin und rümpfte die Nase. »Vor denen solltest du dich besser in Acht nehmen, Mensch. Als sie das letzte Mal hier waren, hat ein etwas minderbemittelter Puca einen von ihnen zu einem gezinkten Muschelspiel herausgefordert und gewonnen. Das ist nicht gut ausgegangen.«

»Was ist passiert?«, wollte ich wissen, während ich mich gleichzeitig fragte, was wohl ein Puca war.

»Sie haben ihn gefressen.«

Als Nächstes deutete er auf die Oger, riesige muskelbepackte Viecher mit wulstigen dummen Gesichtern und Hauern, an denen der Speichel heruntertropfte. Ihre Hände waren mit Metallringen gefesselt, und um ihre dicken Häse hingen Silberketten. Sie watschelten auf den Hof wie zgedröhnte Gorillas: Ihre Hände schleiften über den Boden, und sie kriegten nicht einmal mit, wie die Trolle ihnen mörderische Blicke zuwarfen.

Immer mehr Dunkle kamen auf die Lichtung: Dürre Schwarze Männer, wie der aus Ethans Kleiderschrank, staksten wie Spinnen über den

Boden. Da gab es fauchende, spuckende Kobolde; einen Mann, dessen obere Körperhälfte die einer verfilzten schwarzen Ziege war, mit spitzen Hörnern, deren Enden im Licht funkelten. Und noch andere Kreaturen, eine grauenerregender als die andere. Sobald sie mich entdeckten, warfen sie mir gierige Blicke zu und leckten sich die Lippen. Zum Glück wagte es unter den strengen Blicken von Oberon und Titania keiner von ihnen, sich der Tafel zu nähern.

Nachdem sich die Zahl der Anwesenden fast verdoppelt hatte, erschien endlich Königin Mab.

Der erste Hinweis darauf war, dass die Temperatur auf der Lichtung um gute zehn Grad sank. Auf meinen Armen breitete sich Gänsehaut aus, und zitternd wünschte ich mir, ich hätte etwas mehr an als nur ein Kleid aus Spinnenseide und Florschleier. Ich wollte mit meinem Stuhl die Tafel schon ein Stück weiter hinunterrutschen, um dem kalten Wind zu entgehen, als eine Schneewolke aus dem Tor hervorbrach und eine Frau auf die Lichtung trat, bei deren Anblick andere Frauen vor Neid weinen und Männer ganze Kriege anzetteln würden.

Sie war nicht so groß wie Oberon und nicht so gertenschlank wie Titania, aber ihre bloße Anwesenheit zog alle Blicke auf sie. Ihr Haar war so schwarz, dass es stellenweise blau schimmerte, und fiel ihr wie ein Wasserfall aus Tinte über den Rücken. Ein Abgrund wie eine sterrenlose Nacht tat sich in ihren Augen auf, die einen faszinierenden Kontrast zu ihrer hellen Porzellanhaut und ihren blassen, leicht bläulichen Lippen bildeten. Sie trug ein Kleid, das ihren Körper wie ein lebendig gewordener Schatten umfloss. Und genau wie Oberon und Titania strahlte sie absolute Macht aus.

Die Menge an Feenwesen auf diesem Hof – sowohl Lichte als auch Dunkle – machte mich äußerst nervös. Doch gerade, als ich dachte, es könne nicht mehr schlimmer werden, kam Mabs Gefolge durch das Tor.

Die ersten beiden Feen waren groß und schön wie alle ihrer Art, perfekt proportioniert und voller Anmut. Sie trugen ihre schwarz-silbernen Outfits mit dem unerschütterlichen Selbstbewusstsein des Adels und hatten die langen schwarzen Haare zurückgebunden, was ihre stolzen, grausamen Gesichtszüge betonte. Fürsten der Finsternis gleich marschierten sie mit derselben Arroganz wie die Königin mit wehenden

Mänteln hinter Mab her. Ihre schlanken Hände ruhten auf den Griffen ihrer Schwerter.

Der dritte Adelige, der ihnen folgte, war ebenfalls in Schwarz und Silber gekleidet. Genau wie die beiden anderen hing ein Schwert wie selbstverständlich an seiner Hüfte, und sein Gesicht trug die feinen Züge eines Aristokraten. Doch im Gegensatz zu den beiden anderen blickte er völlig desinteressiert drein. Das ganze Ereignis schien ihn eher zu langweilen. Als das Mondlicht seine Augen traf, funkelten sie wie Silbermünzen.

Mein Herz erstarrte zu Eis, und mir wurde schlecht. Das war er, der Junge aus meinen Träumen, der Junge, der Puck und mich durch den Wald gejagt hatte. Hektisch sah ich mich um und fragte mich, ob ich ein Versteck finden konnte, bevor er mich entdeckte.

Grimalkin musterte mich irritiert und zuckte mit dem Schwanz.

»Das ist er!«, flüsterte ich, sah erneut zu den Adelligen hinüber, die sich im Gefolge ihrer Königin näherten, und senkte dann schnell den Blick. »Dieser Junge! Er hat mich an dem Tag im Wald gejagt, als ich in deinem Baum gelandet bin. Er hat versucht, mich umzubringen!«

Grimalkin blinzelte. »Das ist Prinz Ash, der jüngste Sohn von Königin Mab. Man erzählt sich, er sei ein ziemlich guter Jäger. Angeblich verbringt er mehr Zeit im Wilden Wald als bei Hofe mit seinen Brüdern.«

»Ist mir egal, wer er ist«, zischte ich und machte mich auf meinem Stuhl möglichst klein. »Ich muss verhindern, dass er mich sieht. Wie kann ich hier verschwinden?«

Grimalkins Schnauben klang verdächtig nach Gelächter. »Darüber würde ich mir keine Sorgen machen, Mensch. Ash würde niemals Oberons Zorn riskieren, indem er dich an dessen eigenen Hof angreift. Die Regeln des Elysiums verbieten jegliche Form von Gewalt. Außerdem«, der Kater schniefte, »ist diese Jagd bereits Tage her. Wahrscheinlich hat er dich längst vergessen.«

Ich warf Grimalkin einen bösen Blick zu und beobachtete dann den Feenjungen, wie er sich vor Oberon und Titania verbeugte und etwas murmelte, was ich nicht verstand. Oberon nickte, und der Feenjunge trat mit einer weiteren Verbeugung zurück. Als er sich aufrichtete und umwandte, ließ er den Blick über die Tafel wandern – bis er an mir

hängen blieb. Seine Augen zogen sich zusammen, dann lächelte er und nickte mir kurz zu. Mein Herz raste, und ich begann zu zittern.

Ash hatte mich nicht vergessen, ganz im Gegenteil.

Im weiteren Verlauf des Abends sehnte ich mich nach der Zeit in der Küche zurück.

Nicht nur wegen Prinz Ash, auch wenn er der Hauptgrund war, weshalb ich möglichst unbemerkt bleiben wollte. Die Lakaaien des Dunklen Hofes machten mich nervös, und ich fühlte mich unwohl. Damit war ich nicht die Einzige: Die Spannung zwischen den Lagern der Lichten und der Dunklen war beinahe greifbar. Ihre uralte Feindschaft war deutlich zu spüren. Nur die Hingabe, mit der die Feenwesen Regeln und Etikette befolgten, und die Macht ihrer adeligen Herrscher verhinderten, dass es zu einem Blutbad kam.

Zumindest behauptete das Grimalkin. Ich verließ mich auf sein Wort und blieb ganz still auf meinem Stuhl sitzen, bemüht, möglichst keine Aufmerksamkeit zu erregen.

Oberon, Titania und Mab blieben den ganzen Abend an der Tafel sitzen. Die Prinzen saßen zu Mabs linker Seite, Ash am weitesten von mir entfernt, was mich ein wenig aufatmen ließ. Es wurde Essen serviert und Wein ausgeschenkt, und die Herrscher der Sidhe unterhielten sich. Grimalkin langweilte sich bald, gähnte und verschwand schließlich in der Menge.

Nach einer halben Ewigkeit begann das Unterhaltungsprogramm.

Drei bunt gekleidete Jungen mit Affenschwänzen schlangen sich auf die Bühne, die vor der Tafel errichtet worden war. Sie vollführten atemberaubende Sprünge und purzelten über-, auf- und durcheinander. Ein Satyr spielte seine Flöte, und eine Menschenfrau tanzte dazu, bis sie blutige Füße hatte. In ihrem Gesicht stand eine Mischung aus Entsetzen und Ekstase. Eine atemberaubend schöne Frau mit Ziegenhufen und Piranhazähnen sang eine Ballade von einem Mann, der seiner Liebsten auf den Grund eines Sees folgte und nie wieder gesehen wurde. Als das Lied endete, schnappte ich keuchend nach Luft und richtete mich auf. Mir war gar nicht bewusst gewesen, dass ich nicht in der Lage gewesen war, zu atmen.

Irgendwann im Laufe der Darbietungen verschwand Ash.

Stirnrunzelnd sah ich mich nach ihm um und suchte in der wimmelnden Menge aus Feenwesen nach einem blassen Gesicht und schwarzen Haaren. Soweit ich erkennen konnte, war er nicht auf dem Hof unterwegs, und er befand sich auch nicht bei Mab und Oberon an der Tafel ...

Als neben mir ein leises Lachen erklang, blieb mir fast das Herz stehen.

»Das ist also Oberons berühmtes Halbblut«, stellte Ash fest, als ich herumwirbelte.

Seine kalten, unmenschlichen Augen funkelten belustigt. Aus der Nähe war er sogar noch schöner, mit hohen Wangenknochen und ein paar frechen Strähnen, die ihm in die Stirn hingen. Meine Hände zuckten verräterisch, weil ich am liebsten mit den Fingern durch diese Strähnen gefahren wäre. Entsetzt ballte ich sie im Schoß zu Fäusten und versuchte mich auf Ashs Worte zu konzentrieren.

»Nicht zu fassen«, fuhr der Prinz immer noch lächelnd fort, »dass ich dich damals im Wald verloren habe, ohne auch nur zu ahnen, was ich da jage.«

Ich fuhr zurück und warf einen nervösen Blick zu Oberon und Königin Mab hinüber. Sie waren völlig ins Gespräch vertieft und nahmen keine Notiz von mir. Ich wollte sie auch nicht unterbrechen, nur weil ein Prinz des Dunklen Hofes mich ansprach. Außerdem war ich jetzt eine Feenprinzessin. Auch wenn ich das selbst noch nicht ganz glauben konnte, Ash tat es sicherlich. Also holte ich tief Luft, reckte das Kinn und sah ihm direkt in die Augen.

»Ich warne dich«, sagte ich und stellte zufrieden fest, dass meine Stimme überhaupt nicht zitterte. »Wenn du irgendeine krumme Nummer versuchst, wird mein Vater dir den Kopf abschlagen und ihn sich an die Wand hängen.«

Er zuckte entspannt mit einer Schulter. »Es gibt Schlimmeres.« Als ich ihn entsetzt anstarrte, schenkte er mir ein feines selbstironisches Lächeln. »Keine Sorge, Prinzessin, ich werde nicht gegen die Regeln des Elysiums verstoßen. Ich habe keine Lust, mir Mabs Zorn zuzuziehen, indem ich sie blamiere. Deswegen bin ich nicht hier.«

»Was willst du dann?«

Er verbeugte sich. »Einen Tanz.«

»Was?« Ungläubig starrte ich ihn an. »Du hast versucht, mich umzubringen!«

»Eigentlich habe ich versucht, Puck umzubringen. Du warst nur zufällig da. Allerdings, wenn ich freies Schussfeld gehabt hätte, hätte ich es getan.«

»Und wie zum Teufel kommst du dann auf die absurde Idee, dass ich mit dir tanzen würde?«

»Das war damals.« Sein Blick wurde sanft. »Jetzt ist jetzt. Und es ist eine Tradition des Elysiums, dass ein Sohn und eine Tochter der beiden Reiche miteinander tanzen, um den guten Willen beider Hofstaaten zu demonstrieren.«

»Was für eine bescheuerte Tradition.« Ich verschränkte die Arme vor der Brust und starrte ihn böse an. »Das kannst du vergessen. Mit dir werde ich ganz bestimmt nicht tanzen.«

Er zog eine Augenbraue hoch. »Du würdest ablehnen und damit meine Herrscherin, Königin Mab, beleidigen? Das würde sie sehr persönlich nehmen und Oberon dafür verantwortlich machen. Und Mab kann wirklich äußerst nachtragend sein.«

Verdammt. Ich saß in der Falle. Wenn ich mich weigerte, würde ich damit die Dunkle Feenkönigin beleidigen.

Dann stünde ich nicht mehr nur bei Titania, sondern auch bei Mab auf der Abschussliste, was meine Überlebenschancen klar gegen null gehen lassen würde.

»Du willst also sagen, ich habe keine Wahl.«

»Man hat immer eine Wahl.« Ash hielt mir seine Hand hin. »Ich werde dich zu nichts zwingen. Ich befolge nur die Befehle meiner Königin. Aber du solltest wissen, dass der Rest des Hofes uns erwartet.« Er lächelte selbstironisch. »Und ich verspreche, dass ich bis zum Ende der Nacht ein perfekter Gentleman sein werde. Ich gebe dir mein Wort.«

»Verdammt.« Ich rieb mir die Arme, während ich verzweifelt nach einem Ausweg suchte. »Ich würde dich sowieso nur blamieren«, erklärte ich widerwillig. »Ich kann nicht tanzen.«

»In deinen Adern fließt Oberons Blut.« Er klang kühl, aber amüsiert. »Selbstverständlich kannst du tanzen.«

Ich rang noch einen Moment länger mit mir. *Das ist ein Prinz des Dunklen Hofes.* Meine Gedanken rasten. *Vielleicht weiß er ja etwas über Ethan. Oder über Dad! Zumindest fragen kann ich ihn.*

Ich holte tief Luft. Ash wartete geduldig mit ausgestreckter Hand. Als ich endlich meine Finger in seine Handfläche legte, schenkte er mir ein leises Lächeln. Während er galant meine Hand auf seinem Unterarm platzierte, spürte ich die Kälte seiner Haut, und die körperliche Nähe ließ mich frösteln. Er roch nach Raureif und irgendetwas Fremdartigem – nicht unangenehm, aber ungewohnt.

Wir verließen zusammen die Tafel, und mein Magen spielte verrückt, als ich bemerkte, wie Hunderte glühender Feenaugen uns beobachteten. Die Lichten wie die Dunklen machten uns Platz und verbeugten sich, während wir auf die Bühne zugenagten.

Meine Knie zitterten. »Ich schaffe das nicht«, flüsterte ich und klammerte mich an Ashs Arm. »Lass mich. Ich glaube, ich muss mich übergeben.«

»Alles wird gut.« Ash sah mich nicht an, als wir die Tanzfläche betreten. Stattdessen wandte er sich mit erhobenem Kopf und ausdrucksloser Miene den drei Feenherrschern zu.

Zitternd vor Angst blickte ich in das Meer von Gesichtern.

Ash packte meine Hand fester. »Lass dich einfach von mir führen.«

Er verbeugte sich in Richtung Oberons Tafel, und ich machte einen Knicks. Der Erbkönig nickte ernst, dann drehte Ash sich zu mir um, nahm meine eine Hand in seine und führte die andere auf seine Schulter.

Die Musik setzte ein.

Ash machte einen Schritt nach vorn. Ich wäre fast gestolpert und biss mir auf die Lippe, während ich versuchte, mich seinen Schritten anzupassen. Wir schoben uns mehr stolpernd als gleitend über die Bühne, wobei ich mich voll darauf konzentrierte, nicht hinzufallen oder ihm auf die Zehen zu treten, während Ash sich mit raubtierhafter Eleganz bewegte. Zum Glück wurden wir nicht ausgebuht oder mit Sachen beworfen. Dennoch taumelte ich benommen hin und her und wollte nur, dass diese Demütigung endlich vorüberging.

Irgendwann durchdrang ein leises Lachen diesen Albtraum. »Hör auf nachzudenken«, murmelte Ash und zog mich in eine Drehung, bei

